



**Nichts**  
als die  
unbequeme  
**Wahrheit**

*lee winter*



# Kapitel 1

## *Volle Konzentration*

Am dreiundzwanzigsten November um 10:07 Uhr schnappte sich Felicity Simmons die Teetasse ihrer Chefin und feuerte sie gegen die Wand, was ihr Leben für immer verändern würde.

»Ich bin nicht Ihre Assistentin, Elena.« Felicity straffte die Schultern und starrte ihr Gegenüber finster an. »Ich bin *nicht* diejenige, die Sie dafür bezahlen, Ihnen Getränke zu bringen und Kopien für Sie zu machen. Ich werde Ihnen *nie wieder* einen verdammten Chai Latte holen, also sparen Sie sich das in Zukunft einfach direkt. Ich bin Ihre *Chief of Staff*. Ist das klar? Ich bin studierte Juristin, herausragend in meinen Job und verdiene es, entsprechend behandelt zu werden.«

»Ich verstehe.« Das zufriedene Lächeln, das Elenas Mundwinkel umspielte, nahm Felicity komplett den Wind aus den Segeln. »Das hat ja lange genug gedauert.«

Und dann beförderte sie Felicity.

Erstaunlich, dass man die Karriereleiter mithilfe von neun Keramikbruchstücken und einem klebrigen Fleck, verursacht durch einen Chai Latte (fettarme Milch, extraheiß) auf dem hellgrauen Teppich, hinaufklettern konnte. Und da sollte noch mal jemand sagen, dass Medienmogulin Elena Bartell berechenbar war.

Und selbst heute, am zehnten März um 20:58 Uhr, wusste Felicity immer noch nicht so recht, wie ihr geschehen war. Sie betrachtete die Skyline von New York durch die Balkontüren ihres Apartments im dreißigsten Stock eines Wolkenkratzers in Manhattan. Dank der Gehaltserhöhung würde sie es vielleicht sogar schaffen, den Wohnungskredit dieses Jahr abzubezahlen, nachdem Elena sie von ihrer Chief of Staff zur COO gemacht hatte – was bedeutete, dass sie die Bartell Corp demnächst als Chief Operating Officer und somit Elenas Stellvertreterin führen würde. Das kam ihr vollkommen surreal vor. Immer noch.

Ein Geräusch ließ sie erschrocken zusammensucken. Sie spähte angestrengt in die Dunkelheit auf ihrem Balkon, auch wenn sie schon eine Ahnung hatte, wer da

wieder sein Unwesen trieb.

Die Balkone bestanden aus einer langen Betonfläche, die auf jedem Stockwerk am Gebäude entlang verliefen und durch eine Glasbrüstung begrenzt wurden. Die Bereiche der einzelnen Wohnungen wurden durch brusthohe Milchglaswände voneinander getrennt, in die irgendein schlauer Designer Löcher eingebaut hatte, um den Wind durchzulassen. Leider stellten diese jedoch auch ideale Kletterhilfen dar, wenn man Pfoten besaß. So konnte die Nachbarskatze Loki von Balkon zu Balkon hüpfen und es sich in Felicitys Designer-Formschnittbäumchen gemütlich machen.

Oh, auf frischer Tat ertappt hatte Felicity das Tier noch nicht, aber das überall verteilte Laub war Beweis genug, dass das kleine Monster gerne an den Stämmen hochkletterte und durch die kugelförmigen Kronen tobte wie eine Kreatur aus einem dieser *Alien*-Filme.

Was natürlich auf unzähligen Ebenen vollkommen inakzeptabel war, angefangen bei den teuren, verschandelten Bäumen bis hin zu der Tatsache, dass sie Hausfriedensbruch durch die einbrecherischen Gewohnheiten eines Tiers hinnehmen musste. Aber das vielleicht Schlimmste an der Sache: Es war eine Katze. Felicity wollte Katzen nicht um sich haben. Hunde auch nicht. Das hatte mit persönlichem Sicherheitsabstand zu tun. Etwas, das für diese Tiere nicht existierte.

Felicity wusste, dass sie beobachtet wurde. Sie stand auf und schlich sich zur Wand neben dem Balkon, um die Tür aufzuschließen. Vorsichtig schob sie sie einen winzigen Spaltbreit auf. Dank der letzten zwanzig Jahre, in denen sie wie eine Hollywood-Schauspielerin auf ihre Ernährung geachtet hatte, brauchte sie auch nicht mehr Platz.

Das Rascheln ertönte erneut.

Felicity holte tief Luft und steckte die Hand mit einem Ruck in die Baumkrone, ohne zu sehen, wo sie da genau hinfasste.

»Au! Shit!« Sie zuckte zurück und betrachtete ungläubig die kleinen, punktförmigen Wunden, die sich auf ihrem Handrücken zeigten.

Plötzlich tauchte ein cremefarbenes Köpfchen in der Blätterkugel auf und blaue Augen starrten Felicity unverwandt an. Beiden entfuhr ein erschrockener Laut, bevor Felicity sich am Riemen riss, nach vorn stürzte und das Tier packte.

Ungläubig starrte sie ihr zappelndes Opfer an. Großer Gott, das Ding sah aus wie ein kleiner Pompon mit Augen. Ein Siamkätzchen! Und so süß, dass man glatt

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

Karies davon bekam. »Solltest du nicht für eine Instagram-Seite posieren, anstatt mich und mein Eigentum anzugreifen?«, fragte sie angesäuert.

Der Pompon fauchte.

In diesem Moment kreischte jemand aufgebracht hinter ihr.

Felicity fuhr herum und stand ihrer Nachbarin gegenüber, die sie mit offenem Mund anstarrte. Mrs Henderson war Mitte vierzig und die Art von Personalleiterin, die zu viel blauen Lidschatten und die Art von selbst gemachter Dauerwelle trug, die in den Siebzigern jeder gehabt hatte. Und von der heute jeder behauptete, sie nie getragen zu haben.

»Loki!« Mrs Henderson schnappte nach Luft und warf Felicity einen anklagenden Blick zu. »Sie erwürgen meine Katze! Lassen Sie sie sofort los!«

Es sah wohl schon ein bisschen verdächtig danach aus, als hätte sie die Finger um die Kehle des sich windenden Tiers gelegt, aber das war nicht der Fall. Sie marschierte zu der Trennwand zwischen den Balkonen. »Loki sollte in Kakerloki umgetauft werden«, meinte sie, auch wenn ihr klar war, dass das Wortspiel mit einer Kakerlake nicht ihre beste Leistung war. Sie hielt die Katze ihrer Besitzerin hin.

Die Frau riss sie ihr praktisch aus der Hand und säuselte dann umgehend beruhigende Worte, während sie das Tier in den Armen wiegte. Loki starrte Felicity über die Schulter ihrer Besitzerin hinweg an, als würde sie bittere Vergeltung planen.

Felicity erwiderte den Blick finster. Das Vieh täuschte seine Niedlichkeit ganz offensichtlich nur vor.

Mrs Henderson drehte sich schwungvoll wieder zu ihr um. »Was für ein Monster muss man denn sein, um ein zauberhaftes, hilfloses Kätzchen anzugreifen?«

Hilflos? Die Wunden auf Felicitys Hand erzählten da aber eine ganz andere Geschichte. »Wie dumm muss man denn sein, um nicht dafür sorgen zu können, dass das Haustier in der Wohnung bleibt?«, schoss sie zurück. »Das sind zwei sehr teure Lilly-Pillys, die sie da zerstört.«

»Sie ist eine Katze«, protestierte Mrs Henderson. »Manchmal entwischt sie eben nach draußen. Zeigen Sie doch mal ein bisschen Herz.«

Felicity verengte die Augen ein wenig. »Jetzt hören Sie mal gut zu: Sperren Sie diese Ausgubrt der Hölle ein. Ich will sie nie wieder auf meinem Balkon sehen, sonst bekommen Sie die Rechnung für die Arbeit meines Gärtners und nur zu Ihrer Information – sein Stundensatz treibt einem die Tränen in die Augen.«

»Monster! Ich habe fast schon Mitleid mit Ihnen. Sie sind eine verbitterte, einsame Anwältin, die ein trauriges Dasein ohne Freunde führt.«

*Autsch.* Felicity hatte gar nicht gewusst, dass offenbar Hinz und Kunz über ihren Mangel an Sozialleben Bescheid wusste. »Wie bitte? Ich bin nicht verbittert. Ich bin nur überaus professionell und verfolge hochgesteckte Karriereziele.«

»Nein, Ms Simmons, Sie kann man nur bemitleiden. Das weiß ich, weil Sie Tiere hassen.« Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern machte auf dem Absatz kehrt und marschierte mit Loki zurück in ihre Wohnung, bevor sie die Balkontür zuknallte.

Gerade als Felicity diesen Abgang auf ihrer Seite der Trennwand nachahmen wollte, stieg ihr plötzlich ein widerlicher Gestank in die Nase. Sie schaute sich um und entdeckte das dampfende Geschenk, das ihre vierbeinige Besucherin in der Erde der getopften Bäume hinterlassen hatte.

*Wundervoll.*

Putzen war eine Tätigkeit, für die man Tageslicht und Handschuhe in Industriequalität brauchte. Seufzend ging sie wieder nach drinnen. Nachdem sie sich im Bad dekontaminiert hatte – durch Tierspeichel und Kratzer konnten Krankheiten übertragen werden, so viel wusste sie –, goss Felicity sich ein Glas Wein ein und ließ sich auf die schicke Neuntausend-Dollar-Couch fallen, die das Highlight ihrer Wohnung darstellte. Sie schaute wieder auf das zerrupft wirkende Bäumchen auf dem Balkon. Verfluchte Loki. So zerstörte man Perfektion.

Ihr Blick fiel auf ihr Spiegelbild in der Glasscheibe.

*Eine verbitterte, einsame Anwältin, die ein trauriges Dasein ohne Freunde führt?* Das war eine ziemlich beeindruckende Aufzählung. Die natürlich kein Stück den Tatsachen entsprach.

*Weswegen sollte ich denn verbittert sein?* Felicity spielte auf beruflicher Ebene jetzt ganz oben mit. Ihre Mentorin Elena hatte endlich den Wert ihrer Arbeit erkannt.

Okay, es stimmte schon, dass sie sich keine Zeit für Freunde nahm, sofern man die Stammebelegschaft bei ihrem Lieblings-Starbucks nicht mitzählte, aber eigentlich zeugte es von einer wirklich exzellenten Beziehung, dass diese ihr jeden Morgen einen dreifachen Espresso hinstellte, ohne dass sie ihn noch bestellen musste.

Und es stimmte auch, dass ihr Bett schon länger keine menschliche Gesellschaft mehr gesehen hatte. Aber pffft, das war nun kein Verlust. Es war schließlich nicht

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

ihre Schuld, dass sie durch die Beförderung nun dauerhaft in New York lebte. Davor war sie zehn Monate in Sydney gewesen, wo sie Phillip gedatet hatte. Sein mangelndes Interesse an einer transpazifischen Fernbeziehung hatte das abrupte Aus ihrer Beziehung bedeutet.

»Das bist du nicht wert«, war seine Reaktion gewesen.

Und das hatte gesessen.

*Du auch nicht.* Das hätte sie natürlich sagen sollen. Stattdessen gaffte sie ihn sprachlos mit offenem Mund an, während sie fieberhaft nach einer schlagfertigen Erwiderung suchte und er sie einfach stehen ließ.

Das war alles sowieso vollkommen sinnlos. Beziehungen, Freundschaften, Ex-Partner. Die konnten sich gerne mal kopfüber in den Hudson stürzen und ihren unnützen Ballast gleich mitnehmen. *Endlich* stand ihre Karriere kurz vor dem Höhepunkt. Alles, wofür sie so hart gearbeitet, wofür sie alles geopfert hatte, rückte in greifbare Nähe. Und nur das zählte. Sie zupfte sich entschlossen ein verirrtes Katzenhaar von der Designerhose.

Nein, ihre gesamte Konzentration galt der Arbeit. Und nichts und niemand anderem.



Elena Bartell lehnte sich in ihrem nüchternen, schwarzen Ledersessel zurück und wirkte dabei wie eine Katze, die sich selbstgefällig in der Sonne aalte.

Erneut wischte Felicity sich die Hände an ihrer maßgeschneiderten, marineblauen Hose ab. *Angemessen für eine Führungskraft, nicht zu langweilig. Elena gefällt langweilig nicht.* Gott, es fiel ihr so schwer, unter dem durchdringenden Blick des Tigerhais ruhig zu bleiben, aber sie hatte ja gewusst, was ihr bevorstand. Es war zwar Freitag, aber auch Tag eins des Trainings, das sie brauchte, um Elenas Job zu übernehmen, damit ihre Chefin sich nach Australien verdrücken konnte, um ihre internationalen Modemagazine von dort aus zu betreuen. Dieser Berufswechsel verblüffte sie immer noch und die Wahl des Wohnorts noch viel mehr, aber Felicity würde einem geschenkten Gaul auch sicher nicht ins Maul schauen.

»Ihr Chief-of-Staff-Nachfolger macht sich recht gut«, sagte Elena. »Aber vielleicht sollten Sie Scott nicht darum bitten, Ihnen Tee zu bringen. Ich habe gehört, dass Leute in dieser Position es nicht gut aufnehmen, wenn sie die Assistenten spielen sollen.«

Felicity spürte, wie sich Hitze von ihren Schlüsselbeinen bis über ihre Ohren ausbreitete. »Ähm. Nein.«

*Oh, sehr elegant, Felicity.*

Elena grinste, wodurch sie noch einschüchternder wirkte. Ihre schwarzen Haare waren streng nach hinten gekämmt, was ihre scharfen Wangenknochen und ihre hellblauen Augen betonte und ihr eine insgesamt furchteinflößende Ausstrahlung verlieh. Zusammen mit der Nadelstreifenweste, der dazu passenden Hose und der weißen Seidenbluse war sie eine wirklich beeindruckende Erscheinung.

Spannenderweise war Elena nicht besonders groß. Tatsächlich überragte Felicity sie um ein gutes Stück, aber neben ihrer Chefin fühlte sie sich oft, als würde sie schrumpfen – wie eine Schildkröte, die den Hals in ihren Panzer einzog. Aus irgendeinem Grund besaß Elena mehr Präsenz als irgendwer sonst, den Felicity kannte.

Sie konnte ihrem direkten, belustigten Blick nicht länger standhalten, also ließ sie ihren Blick schweifen. Als Erstes über Elenas Schreibtisch. Der Bilderrahmen mit dem Foto ihres jetzt Ex-Manns Richard war verschwunden. *Gott sei Dank. Dieser Arsch war die Luft nicht wert, die er weggeatmet hat.* In diesem Moment fiel ihr das neue Bild auf, das da vor einer Woche noch nicht gestanden hatte. Sie reckte den Hals ein wenig – sehr unauffällig natürlich –, um zu sehen, wer sich da Rahmenstatus erworben hatte. Und dann musste sie ein überraschtes Zusammenzucken unterdrücken.

*Du lieber Himmel.* Was zum Teufel machte ein Foto von Maddie Grey auf Elenas Schreibtisch? Die australische Nachtschicht-Journalistin, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, hatte es irgendwie geschafft, eine Verbindung zu Elena aufzubauen. Die sie feuerte. Und sie dann wieder einstellte. Und sie dann wieder feuerte. Bei der Sache kam man kaum mit.

Und jetzt waren sie ... Freundinnen? Wie war das denn passiert? Felicity hatte seit Jahren mit Elena zu tun und es trotzdem nie in einen Bilderrahmen auf ihrem Schreibtisch geschafft. Und wenn sie sich nicht absolut sicher gewesen wäre, dass die zweifach geschiedene Elena Bartell durch und durch hetero war, würde sie dieses Foto mit ganz anderen Augen betrachten.

Felicity schluckte die Eifersucht runter, die in ihr aufstieg. Nein, sie hatte sich geschworen, dass dies nicht wieder passieren würde. Im Rahmen ihres Vorsatzes, ein besserer Mensch zu werden, würde sie sich nicht mehr derart darauf fixieren,

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

was Madeleine Grey einfach so in den Schoß fiel, obwohl sie *nichts davon verdiente*. Die Frau war ja irgendwie auch nett, wenn man mal von dem *Nicht verdienen*-Aspekt absah.

Das Schweigen dehnte sich zu lange aus und Felicity merkte erschrocken, dass sie beim Betrachten des Fotos erwischt worden war.

Elenas Gesicht blieb neutral, doch in ihre Augen war ein abschätzender Blick getreten. Sie wartete, eine Augenbraue halb nach oben gezogen, als würde sie eine ungelenke Nachfrage erwarten, warum da ein Foto von Maddie Grey auf ihrem Schreibtisch stand.

Allerdings bestand Felicitys Aufgabe darin, ihrer Chefin das Leben leichter zu machen und nicht umgekehrt. Also schaute sie ihr mit ihrer üblichen distanzierten Gleichgültigkeit in die Augen.

Schließlich gab Elena die Warterei auf eine Reaktion auf und sortierte einige Papiere neu. »Na schön.« Sie nahm einen Schluck aus ihrer Teetasse, die Felicity ihr als Ersatz für die kaputte besorgt hatte. »Ich gewöhne mich langsam an sie«, sagte Elena. »Nachdem meine andere ja ein vorzeitiges Ende gefunden hat.«

»Oh. Ja. Tja. Das tut mir wirklich leid.«

»Mir nicht. Ich habe darauf gewartet, dass die Frau sich zeigt, die ich schon lange in Ihnen gesehen habe. Die für sich einsteht und einfordert, als Chief of Staff respektiert zu werden. Ich war schon neugierig, wie lange das dauern würde, aber bis vor Kurzem war mir das noch nicht wichtig, weil es keinen drängenden Grund gab, dass Sie sich weiterentwickeln. Doch das hat sich geändert. Ihr Timing kommt meinen Zukunftsplänen entgegen.«

Felicity schaute sie ungläubig an. »Okay«, war alles, was ihr dazu einfiel. Das war ja zum Glück überhaupt nicht peinlich.

Elena lachte tief und kehlig – ein Laut, den Felicity schon seit Jahren mit voller Absicht nicht sexy fand, weil das einfach nur seltsam wäre.

»Felicity.« Elena klang nicht unfreundlich. »Ich kann niemanden ohne Rückgrat in meiner Abwesenheit mein Unternehmen leiten lassen. Ja, ich brauche jemanden, dem ich vertrauen kann, aber die Person muss auch durchsetzungsfähig sein. Ich bekomme seit Jahren mit, dass Sie sich nichts von einflussreichen, mächtigen Leuten bieten lassen. Wenn es ein Kampf ist, den sie für mich ausfechten müssen. Jetzt müssen Sie das für sich selbst tun, auch wenn Sie sich Sorgen machen, dass mir das nicht passt. Und nicht nur davon will ich mehr sehen. Ich habe einen kleinen



Auftrag für Sie.«

Felicity setzte sich kerzengerade hin und machte sich innerlich auf alles gefasst.

»Aber bevor wir dazu kommen ... Ich habe gerade ein Telefonat mit ein paar sehr aufgebrachten Anwälten vom *Mornington Herald* geführt. Die schienen der Meinung zu sein, dass Sie den Aufkauf gekippt haben, der für den *Herald* und uns ziemlich lukrativ wäre.«

»Das stimmt.«

»Arbeitet Brad Tolliver nicht für Sie? Dieser sarkastische Kolumnist mit Hunderttausenden von Lesern? Der Kolumnist, von dem *Sie* behauptet haben, dass er uns durch den Zusammenschluss mit seiner Zeitung ein hübsches Sümmchen einbringen würde?«

»Ja.« Felicity schwieg einen Moment. »Ich habe in meinem Managementbericht umrissen, was passiert ist. Den habe ich Ihnen gemailt.«

»Ich bin erst bei einem Drittel meiner ungelesenen Nachrichten. Klären Sie mich auf.«

»Ich habe den Deal abgeblasen, nachdem mir der Redakteur nicht bestätigen konnte, dass Tolliver zu diesem Zeitpunkt der Verhandlungen noch immer bei ihnen unter Vertrag ist.«

Elena runzelte die Stirn. »Das muss er doch sein. Unser Deal nennt ihn namentlich in der Vereinbarung als Teil des Pakets, das wir erwerben wollen.«

»Ich weiß. Also habe ich diskret Erkundigungen eingeholt. Wie sich herausgestellt hat, weiß Tolliver seit dem Auslaufen seines Vertrags vor zwei Monaten, dass er das Zünglein an der Waage für unseren Aufkauf ist. Also weigert er sich, einen neuen Vertrag zu unterschreiben, weil er mehr Geld von seinem Auftraggeber will.«

»Bei dem, was dabei auf dem Spiel steht, wird die Zeitung ihm doch sicher einiges geboten haben, um ihn zur Unterschrift zu bewegen. Warum haben Sie nicht abgewartet und stattdessen die Verhandlungen vorzeitig abgebrochen?«

»Ich habe das Ganze durchgerechnet und mir noch einmal genau angesehen, was wir beim Kauf des *Mornington Herald*s bekommen würden. Und ehrlich – das ist es nicht wert. Der Bericht eines unabhängigen Sachverständigen ergab, dass die Druckerpressen in die Jahre gekommen sind und zunehmend strukturelle Probleme aufweisen, weswegen sie generalüberholt werden müssen. Ich weiß, dass wir die Maschinen eigentlich für zusätzliche, externe Druckaufträge nutzen wollten, doch

### ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

das wird so nicht funktionieren. Damit bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es kosteneffizienter für uns ist, den Deal zu kippen und Tolliver einen Exklusivvertrag bei Bartell Corp anzubieten. Er war das Einzige, was unterm Strich wirklich dafür sprach, die Zeitung überhaupt aufzukaufen.«

Elena lehnte sich nach vorn. »Ich verstehe. Und wie sieht der nächste Schritt aus?«

»Tolliver hat zugesagt, für das Doppelte seines aktuellen Honorars exklusiv bei uns zu unterschreiben.«

»Was deutlich billiger ist, als das Blatt, das seine Kolumne veröffentlicht, nur für diesen einen Vertrag zu kaufen.«

»Ja. Aber ich habe abgelehnt.«

Elena zog die Augenbrauen nach oben, wartete aber ab.

»Statt einer Gehaltserhöhung von hundert Prozent habe ich ihm fünf Prozent mehr und dazu ein Reisespesenkonto angeboten. Gedeckelt natürlich.«

»Er hat zugestimmt?«, fragte Elena überrascht.

»Ohne zu zögern.« Felicity unterdrückte ein Grinsen. »So kann er durch Amerika reisen und nun von überall aus auf unsere Kosten schreiben. Das ist seine offizielle Begründung. Mir ist außerdem aufgefallen, dass er ein arroganter junger Mann ist, der gerne durch verschiedene Betten turnt. Oft. Nachdem ich ihm erklärt habe, dass wir ihn mit einer neuen, landesweiten Kolumne bei einer unserer angeschlossenen Zeitungen berühmt machen, ist er sofort darauf angesprungen.«

Elena schnaubte spöttisch. »Sie haben Ihr Opfer perfekt eingeschätzt.«

»Ja. Tja.« Felicity fühlte sich ein bisschen unwohl mit dem Kompliment. »Ich hatte da so ein Gefühl. Und es hat sich ausgezahlt.«

»Okay, wie viel haben wir gespart, indem wir den Deal mit dem *Mornington Herald* haben platzen lassen, abzüglich dessen, was wir schon investiert haben?«

»4,2 Millionen.«

Elenas Grinsen hatte etwas Raubtierhaftes. »Na, das wird die Herausgeber lehren, die Taube in ihrer Hand nicht zu füttern. Na schön, ich sage den Anwälten, dass wir unsere Meinung nicht ändern werden und sie sich damit abfinden sollen. Wo wollen Sie Tolliver bei Bartell Corp unterbringen?«

»Er ist eine kleine Nervensäge und der Hype um ihn ist ihm zu Kopf gestiegen. Er kommt zu Boston National News. Die leitende Managerin Michelle Masterton

kümmert sich um seine Deadlines und sie wird auch ein Auge auf sein Reisebudget haben.«

Elena lachte leise. »Der arme Kerl. Michelle jagt selbst den abgebrühtesten Leuten eine Heidenangst ein. Gut.« Sie verengte ihre Augen zu Schlitzen. »*Sehr* gut. Sie überraschen mich immer wieder, Felicity. Genau das will ich von Ihnen sehen. Was mich zurück zu Ihrem kleinen Spezialauftrag bringt.«

Felicity straffte die Schultern. Elenas Lob ließ wohlige Wärme in ihr aufsteigen.

»Letzten August habe ich von einer gemeinnützigen Organisation namens Living Ruff New York erfahren, die den Haustieren von Obdachlosen hilft. Sie gehen raus auf die Straße, versorgen die Leute mit Tierfutter, bieten ihnen kostenlose Tierarztbehandlungen und Kastrationen an und so weiter. Der Artikel, den ich über sie gelesen habe, war so spannend, dass ich ihnen eine anonyme Spende habe zukommen lassen.« Ihre blauen Augen verdunkelten sich ein wenig. »Eine sehr großzügige.«

Felicity nickte, sagte aber nichts. Die anonymen Spenden in Elenas Privatausgaben waren ihr schon aufgefallen. Sie wählte immer kleine Organisationen mit außergewöhnlichen Zielen aus. Dieses Mal auch, wie es schien.

»Das Geld hätte Living Ruff mehrere Jahre lang über Wasser halten sollen, aber nicht mal zwölf Monate später lese ich nun *das*.« Sie drehte ihren Computerbildschirm zu Felicity herum.

### *Gemeinnützige Organisation für Tiere von Obdachlosen vor dem Aus*

Felicity überflog den Artikel. In ihm wurde erklärt, dass die Schließung der Organisation aus Mangel an Geldmitteln bevorstand. Auf dem beigefügten Foto war eine blonde Frau zu sehen, die einen großen Hund festhielt und die Bildunterschrift besagte: »Dr. Sandy Cooper, Tierärztin bei Living Ruff NY, mit Gladiator, den sie für den obdachlosen Veteranen Martin Ruiz untersucht.«

»Es kann unmöglich sein, dass Living Ruff New York nach so kurzer Zeit das Geld schon aufgebraucht hat«, meinte Elena nachdrücklich. »Also habe ich Kontakt zu ihrem Geschäftsführer Harvey Clifford aufgenommen. Da meine Spende anonym war, weiß er nicht, warum. Ich habe angedeutet, seiner Organisation etwas zukommen lassen zu wollen. Allerdings nicht, ohne mich vorher zu erkundigen, ob die Geschichte stimmt. Meine Erklärung war, dass es für mich keinen Sinn macht,

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

ihnen Geld zu spenden, wenn das Ganze kurz vor der Abwicklung steht.«

»Was hat er gesagt?«

Elena verengte die Augen. »Er hat behauptet, dass die Geschichte nur eine Spendenfangaktion ist, sie ganz normal operieren und dass die Organisation nicht dichtgemacht wird. Er war offen für neue Spenden und hatte den Artikel als Zeitungsentee bezeichnet. Der Mann ist echt ein furchtbar schlechter Lügner.« Sie schnitt eine angewiderte Grimasse. »Der versucht im Ernst, jemandem, dem die Hälfte der Zeitungen weltweit gehört, zu erklären, wie eine Ente aussieht? So sehen die nie aus. Mitfühlend und mit Zitaten und Fotos der Mitarbeitenden? Das war eine Story, die das Management angestoßen hat.«

Felicity nickte. »Also hat der Geschäftsführer gelogen.«

»Ja, ich bin mir nur nicht sicher warum. Vielleicht ist es ja wirklich nur ein Versuch, mehr Spendengelder einzufahren, vielleicht auch nicht, aber ich will dem auf den Grund gehen. Ich will wissen, wohin mein Geld geflossen ist, weil ich es sicher nicht auf mir sitzen lassen werde, wenn es veruntreut wurde.«

»Verstanden«, sagte Felicity und fühlte sich jetzt, wo sie die Aufgabe nachvollziehen konnte, deutlich sicherer: Den Finanzstatus der Organisation auf Herz und Nieren prüfen und herausfinden, wo Elenas Spende gelandet war. »Wir könnten Thomas aus der Buchhaltung darauf ansetzen und ...«

»Ich vertraue Thomas nicht mehr.«

»Wie bitte?«, entfuhr es Felicity. Der Mann arbeitete seit sechzehn Jahren für Bartell Corp. Er war ihr erfahrester Buchhalter.

»Bevor ich meine Spende getätigt habe, hat er auf meine Anweisung hin die Bücher der Organisation geprüft, um sicherzugehen, dass sie stabil dastehen und alles mit rechten Dingen zugeht. Ich habe ihn gebeten, sich das *persönlich* anzusehen. Heute habe ich herausgefunden, dass er die Aufgabe einem Mitarbeiter übertragen hat. Wenn ich jemanden anweise, sich persönlich um etwas zu kümmern, meine ich damit nicht, dass man jemanden dafür einspannt, den ich nicht kenne, dem ich nicht vertraue und dem die Qualifikationen fehlen, um ... sich daran mal auszuprobieren.«

Der Mann war so unglaublich dumm. Elena meinte immer, was sie sagte. »In Ordnung. Ja, das verstehe ich.«

»Gut.« Ein angespannter Ausdruck erschien auf Elenas Gesicht. »Ich brauche jemanden, auf den ich mich verlassen kann und der herausfindet, was

Living Ruff macht, wie sie das genau tun und ob es bei ihnen irgendwelche Unregelmäßigkeiten gibt. Locken Sie sie mit der Aussicht auf eine Spende, falls sie nicht entgegenkommend sind.«

»Gemeinnützige Organisationen sind gesetzlich dazu verpflichtet, ihre Unterlagen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen«, meinte Felicity stirnrunzelnd. Das wusste Elena doch bestimmt? »Die meisten stellen ihre Finanzberichte auf ihre Webseiten.«

»Natürlich. Und das macht Living Ruff auch. Sie werden außerdem auf vielen entsprechenden Bewertungsseiten als Organisation eingestuft, die exzellent geführt wird. Aber Sie wissen besser als jeder andere durch die Deals, die wir abschließen, wie oft ein Unternehmen Details verschweigt, die es nicht preisgeben will. Es ist eigentlich ganz einfach: Fahren Sie hin und finden Sie heraus, wohin mein Geld verschwunden ist. Aber ich verlange Diskretion. Ich weiß, dass Sie gerne mal einen auf Rambo machen, wenn Sie etwas erledigt haben wollen. Aber können Sie auch *Fingerspitzengefühl* beweisen, Felicity? Unauffälligkeit? Ich will wissen, ob meine neue Chief Operation Officer ein Problem lösen kann, während sie sich weit außerhalb ihrer Komfortzone befindet und dabei auch noch vorsichtig vorgehen muss. Finden wir es heraus. Zeigen Sie mir, was in Ihnen steckt.«

Felicity blinzelte verwirrt. Selbstverständlich konnte sie unauffällig sein!

»Ich will Ihnen nicht unterstellen, dass Sie das nicht schaffen«, fügte Elena eilig hinzu. »Ich habe Ihnen nur bislang nie groß Gelegenheit gegeben, diese Fähigkeiten auszuprobieren oder sich etwas ausdenken zu müssen, das nicht ins übliche Schema passt. Ich will, dass Sie das Problem finden, dann eine Lösung dafür suchen und dabei meinen Namen aus allem raushalten. Im Bestfall bekommen möglichst wenige Leute mit, weswegen Sie dort sind und wie Sie dabei vorgehen.«

Wie bitte? Seit wann fasste Elena denn irgendetwas oder irgendjemanden mit Samthandschuhen an? »Warum?«, platzte sie heraus.

»Felicity.« Elena seufzte. »Wenn ich die Polizei ins Spiel bringen wollte, hätte ich das schon getan.«

»Sie ... wollen die Organisation schützen?«, wollte Felicity ungläubig wissen. »Obwohl die vielleicht Ihre Spende veruntreut haben?«

»Natürlich nicht. Aber gute Einrichtungen müssen mitunter wegen des bloßen Gerüchts einer Ermittlung dichtmachen. Ich will nicht, dass das passiert, wenn dort wirklich alles ordnungsgemäß abläuft.«

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

»Okay. Aber was, wenn sie alle korrupt sind? Dann informieren wir doch sicher die Polizei?«

»Das entscheiden wir, wenn es so weit ist.«

Felicitys Bauchgefühl sagte ihr, dass Elena ihr nicht alles erzählte. Kannte sie jemanden, der für die Organisation arbeitete? Oder vielleicht dachte sie, dass es sie in schlechtem Licht dastehen ließ, wenn sie einen Haufen Geld in einem korrupten Unternehmen versenkt hatte und die Vorprüfung nicht sauber gelaufen war? Wobei das eigentlich Thomas' Schuld war, der hatte sie in diese Lage gebracht. Er konnte von Glück reden, dass er seinen Job noch hatte. »Es wäre leichter für meine Ermittlungen, wenn ich der Organisation sagen dürfte, dass Sie bereits Spenderin sind und ein Recht auf die Information haben, wohin Ihr Geld geflossen ist.«

»Nein.«

Felicity sparte sich die Mühe, das weiter auszudiskutieren. Elena hielt die Infos, warum sie an wen spendete, immer fest unter Verschluss. Das war auch klug, weil sonst ständig Leute bei ihr auf der Matte stehen und um Geld betteln würden, wenn sie wüssten, wie großzügig sie sein konnte.

»Wie viel genau haben Sie gespendet?«, fragte Felicity schließlich, auch wenn sie beinahe Angst hatte zu fragen.

»1,4 Millionen Dollar.«

*Ach du Scheiße!* Felicity riss die Augen auf und konnte den erstickten Laut nicht rechtzeitig unterdrücken, der ihr entwich.

»Hmm«, meinte Elena sichtlich angespannt. »Jetzt verstehen Sie mein Problem wohl. Gehen Sie der Sache auf den Grund. Und glauben Sie dem Geschäftsführer kein Wort. Der Mann ist wie ein Golden Retriever.«

»Ein ... Golden Retriever?«

»Überschwänglich, plump vertraulich und irgendwie naiv. Lösen Sie das Problem für mich, Felicity. Zeigen Sie mir, was Sie draufhaben.«

»Natürlich, Elena.« Stolz wallte in Felicity auf, dass sie mit dieser heiklen Angelegenheit betraut worden war. »Sie können auf mich zählen. Ich sollte wohl nicht mehr als ein paar Stunden brauchen, um das herauszufinden. Ich werde einfach ...«

»Felicity«, unterbrach Elena sie. »Ich erwarte, dass Sie sich dafür Zeit nehmen. Eine Woche, wenn es nötig ist auch mehr. Ich will das so gründlich erledigt haben, als würde ich die Überprüfung selbst durchführen. Lassen Sie keinen Stein auf dem

anderen.«

»Ich ... Ja, natürlich.« Moment mal ... *Wochen?* »Aber wie soll ich als COO eingearbeitet werden, wenn ich mit der Überprüfung der Organisation beschäftigt bin? Beides gleichzeitig geht nicht.«

»Eins nach dem anderen. Wenn Sie wieder hier sind, kann ich, wenn notwendig, länger bleiben.«

*Oh. Na ja, dann ...* Was sollte Felicity davon halten? »Und ... wo genau muss ich hin?«

»In die Bronx.« Ein Lächeln breitete sich langsam auf dem Gesicht ihrer Chefin aus, als sie Felicitys teuren Hosenanzug musterte. »Und ... ziehen Sie sich vielleicht etwas Unauffälligeres an, wenn Sie nächste Woche hinfahren. Falls Ihr Kleiderschrank denn etwas Entsprechendes hergibt.«

Felicity wurde die Kehle eng. *Die Bronx? Die richtige echte Bronx?* Sie hatte das Gefühl, jeden Moment zu hyperventilieren. Das klang alles andere als sicher. Oder sauber. Oder ... angenehm. Felicitys erklärtes Lebensziel bestand darin, sich ausschließlich in sicheren, saubereren und angenehmen Umgebungen zu bewegen.

Die Belustigung in Elenas Augen war unübersehbar. »Viel Glück.« Sie nahm noch einen letzten Schluck aus ihrer Teetasse und stellte sie dann mit einer endgültig wirkenden Geste auf dem Schreibtisch ab. »Wir sind hier fertig.«

## Kapitel 2

### *Roller-Derby-Amazonen*

Felicity verbrachte das Wochenende damit, alles über Living Ruff auszugraben, was sie finden konnte, um sich auf ihren Besuch am Montag vorzubereiten. Offensichtlich handelte es sich um keine normale gemeinnützige Organisation, sondern eine Stiftung, die von einem Mitglied der oberen Zehntausend eingerichtet worden war. Ihr Ruf eilte Rosalind Stone voraus – sie war reich und intelligent und Felicity hatte von ihr als gerissener Geschäftsfrau gehört, die man nicht unterschätzen sollte. Persönlich kennengelernt hatte Felicity sie bisher noch nicht.

Rosalind war berühmt für ihre Tierliebe und schmiss gerne Partys für ihre reichen Freunde, auf denen sie Spenden für Living Ruff sammelte. Das erklärte die jährlichen Einnahmen der Stiftung, die sich auf rund siebenhunderttausend Dollar beliefen. Ein hübsches Sümmchen für so eine kleine Organisation, die nur einen Geschäftsführer, zwei Tierärzte in Vollzeit, einige pensionierte Tierärzte auf Springerbasis und eine Empfangsmitarbeiterin/Tierarzthelferin sowie eine Teilzeitreinigungskraft beschäftigte.

Es war erst kurz nach Sonnenaufgang und Felicity hatte es noch nicht geschafft, ihren bequemen Schlafanzug in lebensbejahendem Grau gegen etwas einzutauschen, das besser zu einer hochprofessionellen Vertreterin eines Großkonzerns passte – Wochenende hin oder her. Sie kuschelte sich tiefer unter die warme Decke, in die sie sich auf der Couch eingerollt hatte, und scrollte auf ihrem Handy durch ein paar weitere Webseiten.

Es war ungewöhnlich für eine Stiftung, eine eigene, direkt operierende Organisation zu betreiben, anstatt sich einfach eine zu finanzieren, die dem Stiftungszweck am nächsten kam. Doch offenbar machte Ms Stone keine halben Sachen. Oder vielleicht war sie ja ein Kontrollfreak? Fakt war, dass Rosalind den Vorsitz im Vorstand führte und der Rest der Mitglieder aus ihren Familienmitgliedern und Freunden bestand.



Der Geschäftsführer – oder »Golden Retriever«, wie Elena ihn spöttisch genannt hatte – war Rosalinds Ehemann. Harvey Clifford war auf dem Papier vollkommen unauffällig, kam aus der Buchhaltungsbranche und hatte weit über seinem gesellschaftlichen Stand geheiratet. Vielleicht würde sie ja bei einem persönlichen Kennenlernen andere Qualitäten an ihm entdecken, aber bislang waren sie ziemlich dürftig. Kein Wunder, dass Rosalind bei der Heirat ihren eigenen Nachnamen behalten hatte.

Ein Geräusch lenkte sie ab und als sie zur Balkontür schaute, entdeckte sie Loki, die sich gerade in Richtung der Lilly-Pillys vorbeischlich.

Felicity verengte die Augen. »Kschhhht!«, rief sie laut und wedelte mit den Armen, um die Katze zu verscheuchen.

Loki hielt inne, starrte ihr in die Augen und setzte sich hin. Und begann sich kackdreist die Pfoten zu putzen, als wäre sie nicht gerade beim widerrechtlichen Betreten des Balkons ertappt worden.

Felicity schnappte sich eins der cremefarben-blau gemusterten Kissen und in diesem Moment war ihr sogar egal, dass es aus einer französischen Boutique stammte – einer französischen Boutique in *Frankreich*. Mit Schwung warf sie es gegen die Glastür, von der es wirkungslos abprallte.

Loki hangelte sich in Windeseile den Baumstamm hinauf und verschwand in der Kugelkrone. Einen Moment später tauchte ihr weißes Pompon-Gesicht wieder auf und sie starrte Felicity erneut mit ihren großen Augen an.

»Ach, komm schon! Hättest du nicht wenigstens so *tun* können, als wäre es dir nicht egal, dass ich dich sehen kann?«

»Miauuu.«

»Wag es ja nicht, meine Lilly-Pillys noch mal als Klo zu benutzen, sonst ...«  
*Was? Was würde sie dann tun?*

Felicity seufzte in sich hinein. War es denn wirklich so schlimm, wenn sie nicht *alles* in ihrem hübsch geordneten Leben kontrollieren konnte? Sie warf der Katze noch einen Blick zu. »Du kannst dich glücklich schätzen, dass ich gerade einem Rätsel auf der Spur bin und gleichzeitig eine Existenzkrise durchmache.«

Loki ignorierte sie einfach und besetzte weiterhin die Baumkrone.

Also gab Felicity auf und widmete sich mit einem genervten Schnaufen wieder ihrer Arbeit. Immerhin hatte sie Living Ruffs Steuerunterlagen vom Vorjahr auftreiben können. Gemeinnützige Organisationen waren verpflichtet, diese

## *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

jährlichen Zusammenfassungen der Bundessteuerbehörde zu melden, die diese wiederum online veröffentlichte. Sie sah das Ganze noch einmal durch, doch als ihr nach wie vor nichts Auffälliges ins Auge sprang, rief sie Thomas an.

»Ms Simmons?«, meldete er sich mürrisch. »Es ist sechs Uhr morgens an einem Sonntag.«

»Das ist korrekt. Aber wenn ich auf Elenas Abschussliste stehen würde, weil ich einen Bock geschossen habe, wäre ich *sehr* daran interessiert, es wiedergutzumachen, indem ich an der Lösung eines Problems mitarbeite, das sie interessiert.«

Das ließ ihn aufmerken. »Welches Problem? Wie kann ich helfen?«

»Schauen Sie sich die Unterlagen von Living Ruff noch einmal für mich an. *Persönlich* dieses Mal«, fügte sie trocken hinzu. Sie nahm einen großen Schluck von ihrer heißen Schokolade. Nichts im Vergleich zu dem Energieschub, den ihr ein dreifacher Espresso verschaffte, aber sie versuchte ja, sich ein paar schlechte Gewohnheiten abzutrainieren. »Finden Sie raus, ob die irgendwas unter den Tisch fallen lassen.«

»Wie kommen Sie darauf, dass da was nicht stimmt?«

»Elena hat letzten September 1,4 Millionen an die Organisation gespendet. Wir haben März, also ist es noch zu früh für die Veröffentlichung der Steuerunterlagen von letztem Jahr, die zeigen würde, wohin das Geld geflossen ist. Aber irgendwohin *ist* es geflossen, wenn man dem Zeitungsartikel glauben darf, in dem behauptet wird, dass sie kurz vor dem Aus stehen. Ich will, dass Sie herausfinden, ob da irgendwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Gehen Sie alle Steuererklärungen durch und was auch immer Sie sonst noch an öffentlich zugänglichen Unterlagen finden. Ihre Mitarbeiter in der Buchhaltung wissen, wo man die Zahlen findet.«

»Ja, natürlich.«

»Ich brauche die Infos spätestens am Dienstag zum Feierabend. Rufen Sie mich an, sobald Sie was gefunden haben.«

»Vielleicht gibt es gar nichts Auffälliges. Peters Vorprüfung, die Ms Bartells Spende vorausging, hat keine Unregelmäßigkeiten ergeben.«

»Und Peter arbeitet schon wie lange als Buchhalter?«

Stille.

»Genau. Kein Wunder, dass Elena von Ihnen enttäuscht ist. Kann ich mich auf Sie verlassen, Thomas?«, fragte Felicity aalglatt. »Dass Sie Elena helfen?«

»Natürlich.« Die Beunruhigung ob dieser Erinnerung war ihm deutlich

anzuhören. »Immer.«

»Gut.« Ohne ein weiteres Wort beendete Felicity das Telefonat.



»Wir sind da, Ma'am«, informierte sie Amir, einer der dienstältesten Chauffeure von Bartell Corp.

Felicity schaute von ihrem Handy auf und hin zu dem nüchternen, zweistöckigen Gebäude mit der verblassten Backsteinfassade vor ihnen. Der untere Teil war mit Graffiti-Tags übersät. Sie seufzte. Schickes Etablissement.

Während sie ihre Sachen zusammensuchte, warf sie Amir noch einen Blick zu. Nicht mehr lange, dann würde er seine Zelte hier abbrechen und auf Elenas Angebot hin als ihr Fahrer nach Sydney umziehen. Ein gewaltiger Tapetenwechsel für ihn. Felicity fragte sich, ob er das wohl aus Loyalität machte oder ob die Aussicht auf besseres Wetter ihn zu so einer Lebensveränderung bewogen hatte.

Loyalität vermutlich. Die weckte Elena gerne in Menschen.

Felicity konnte sich nur schwer vorstellen, dass irgendwer so loyal zu ihr stehen würde, wie die Leute es bei Elena taten. Aber ehrlich gesagt war es ihr ziemlich egal, ob ihre Belegschaft sie mochte oder nicht, solange jeder seinen Job ordentlich machte. Sie dachte darüber eigentlich nie viel nach. Und es verwunderte sie jedes Mal wieder aufs Neue, dass nicht mehr Leute ihre überaus logische Sicht auf die Welt teilten.

Es war noch früh am Morgen, doch plötzlich erregte das Aufblitzen von Metall ihre Aufmerksamkeit. Ein schmutzilig wirkender Mann mit ungewaschenen Haaren schlurfte vorbei und schob dabei einen Einkaufswagen vor sich her, der mit seinen Habseligkeiten vollgepackt war. Das war schon die dritte obdachlose Person in den paar Minuten, die sie durchs Viertel gefahren waren. Felicity schürzte die Lippen. Konnte sich nicht mal jemand erbarmen und diese Situation beheben? Dass die Straßen der South Bronx von so vielen müden, abgerissenen Menschen ohne echten Lebensinhalt bevölkert wurden, die ihr Hab und Gut mit sich herumtrugen, war ganz offensichtlich dem Systemversagen geschuldet. Wie schwer konnte es schon sein, dieses Problem zu lösen?

Neben dem roten Backsteingebäude befand sich ein menschenleerer »Park«, dessen Bezeichnung nur ironisch gemeint sein konnte, weil weit und breit kein Baum zu sehen war. Es gab nur Sitzgelegenheiten aus Beton und ein paar quadratische

## *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

Tische. Welchem Zweck diene das? Sie runzelte die Stirn. Bestimmt setzte sich hier niemand zum Mittagsessen hin mit der wundervollen Aufsicht auf ... Sie verengte die Augen ein wenig. Drei Pfandleiher, ein Donutladen und ein Optiker, dessen Schaufensterscheibe einen Sprung hatte.

Mitten in der Betonwüste stand ein widerrechtlich abgestellter, weißer Van halb der Straße zugewandt, dessen Aufschrift ihn als zu Living Ruff gehörend auswies. Nun, es ergab durchaus Sinn, dass die Organisation ein Fahrzeug besaß, da die Betreuung von Obdachlosen zu ihren erklärten Zielen gehörte.

Sie schaute zurück zum Hauptgebäude der Organisation. Hinter den Fenstern im ersten Stock regte sich nichts. Das Schild über dem Eingang hatte schon deutlich bessere Tage gesehen und auch die große, kaputte Scheibe darunter deutete eher darauf hin, dass hier niemand arbeitete.

»Eigentlich sollte geöffnet sein«, murmelte Felicity Amir zu und schaute auf ihr Handy. »Auf der Webseite steht ›7:30 Uhr bis spätabends. Unsere Türen stehen allen offen.« Die haben ja eine seltsame Vorstellung von offen.«

»Ja, Ms Simmons«, erwiderte Amir freundlich. »Möchten Sie warten, bis geöffnet wird?«

Der Mann verdiente eine Goldmedaille für seine Gelassenheit. Dass er sich nie aus der Ruhe bringen ließ, war genauso wertvoll wie seine Fahrkünste. Vermutlich hatte er noch nie in seinem Leben einen Strafzettel bekommen.

Felicity war immer der Meinung gewesen, dass man das Leben in Höchstgeschwindigkeit angehen sollte – wie sollte man denn sonst alles schaffen, was zu erledigen war? Sie spazierte nie irgendwohin. Nein, sie marschierte und lief zügig und schritt weit aus. Das war wesentlich effizienter als die Trödler, die ständig stehen blieben, um an Rosen zu schnuppern.

Eine Bewegung erregte ihre Aufmerksamkeit und als sie herumfuhr, erkannte sie, dass der Obdachlose von eben inzwischen halb in der Fahrerkabine des Vans von Living Ruff verschwunden war. Was zum Henker? Brach da im Ernst gerade so ein dahergelaufener Penner in das Auto ein und durchwühlte es auf der Suche nach etwas, das sich zu stehlen lohnte?

Da die Tür ihre Sicht behinderte, sah Felicity von ihm nur Waden in schmutzigen Jeans und Stiefel, die aussahen, als könnten sie dringend eine Runde Politur vertragen, weil sie praktisch nur aus blankem Leder bestanden.

*Auf gar keinen Fall.*

Amir warf ihr einen überraschten Blick zu. »Ms Simmons?«

Hatte sie das laut gesagt? Egal. Sie fixierte den Dieb mit finsterem Blick. Was, wenn er sich gleich mit den Sachen davonmachte, die von Elenas Spende gekauft worden waren? Damit war sie persönlich dafür verantwortlich, oder? Sie hatte hier eine Verpflichtung. »Ich kümmere mich darum«, sagte sie zu Amir. »Rufen Sie die Polizei, wenn die Sache haarig wird.«

Amirs Augenbrauen schossen nach oben. »Ma'am?«

Felicity stieß die Autotür auf, stürzte nach draußen und hielt zügig auf den Herumtreiber zu. Er war noch immer damit beschäftigt, im Fahrerhaus herumzukramen, also tippte sie ihm kräftig auf den Rücken – okay, vielleicht pikte sie ihn eher mit einem Finger – und sagte: »Entschuldigen Sie bitte! Was glauben Sie denn, was Sie da machen?«

Der Mann richtete sich so ruckartig auf, dass er sich den Kopf am Autodach stieß. Ihm entwich ein hoher Schmerzlaut und er fuhr zu Felicity herum, bevor er sich zu voller, beeindruckender Größe aufrichtete.

Felicity machte erschrocken einen Schritt nach hinten. Wo kam denn dieser Brienne-von-Tarth-Verschnitt her?

Zum einen handelte es sich hier nicht um einen *er*, sondern um eine *sie*. Und nicht nur irgendeine sie. Die Frau war unfassbar groß und gebaut wie eine Ziegelmauer. Sie hatte muskulöse Oberschenkel und breite Schultern, die aussahen, als könnte sie sich locker ein Shetlandpony daraufwuchten.

Felicity stockte der Atem, als ihr Blick weiter nach unten glitt. Volle Brüste und ein unerwartet weich aussehender Bauch milderten ihre einschüchternde Ausstrahlung etwas und gaben ihr mehr die eines Teddybären – na ja, eines Teddybären, den man mit einer Roller-Derby-fahrenden Amazone gekreuzt hatte.

Sie blinzelte ein paarmal. So jemandem war sie noch nie begegnet. Noch nie in ihrem ganzen Leben. Mit wenigen Ausnahmen passten die Frauen in Felicitys beruflichem Umfeld aus Medien, Anwaltskanzleien und der Modeindustrie alle in ein bestimmtes Schema: Zierlich und hübsch in teuren Outfits, als wären sie bereit, jederzeit vor eine Kamera zu treten. Sie waren der Inbegriff von Weiblichkeit, die sich mühelos überall einfügte und gerne auch mal mit dem Hintergrund verschmolz. Diese Frauen beobachteten, leiteten aus den Schatten heraus clevere Schachzüge und manipulierten ihre Umwelt geschickt mit einem hohen, falschen Lachen nach dem anderen.

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

Felicitys Gegenüber war dreimal so breit wie diese Frauen. Ihre ganze Präsenz schien zu schreien: *Ja, du kannst ja mal versuchen, mich von der Stelle zu bewegen. Und viel Glück dabei, mich zu übersehen!* Vermutlich gefolgt von einem amüsierten Zwinkern.

*Amüsiertes Zwinkern?* Felicitys Hirn hatte offenbar wirklich den Geist aufgegeben, wenn es solchen Unsinn hervorbrachte.

Die Frau räusperte sich.

Felicity schaute wieder nach oben, über das zerknitterte T-Shirt, auf dem das Logo von Living Ruff prangte.

*Oh.*

Unter dem Logo war der Slogan »Think Paw-sitive« eingestickt. *Denk pfot-itiv.* Ihr Augenlid zuckte bei dem furchtbaren Wortspiel. Aber wenigstens hatten sie sich keinen Spruch à la »den vom Leben weniger Begünstigten wieder auf die Pfoten zu helfen« ausgesucht.

Na schön, dann hatte Felicity vielleicht ein paar falsche Schlüsse über den Einbruch in den Van gezogen. Aber mal ganz im Ernst – die Jeans und Stiefel dieser Frau waren in einem wirklich erschreckenden Zustand. Hatte die Belegschaft der Organisation denn keine Ahnung, wie man professionell auftrat? Genau danach wollte Felicity sich gerade erkundigen, als sie der Frau in die überraschend intelligent dreinblickenden Augen schaute. Und plötzlich erstarb die Gleichgültigkeit, die sie normalerweise gegenüber allen Menschen außer Elena an den Tag legte, zusammen mit der Frage, die ihr auf der Zunge lag.

»Wer sind Sie denn?«, wollte die Frau mit rauer Stimme wissen. Man hörte ihr die Verärgerung deutlich an. Sie rieb sich den Kopf an der Stelle, wo sie ihn sich an der Wagendecke gestoßen hatte und zog eine Augenbraue nach oben. »Und womit habe ich es verdient, dass Sie mich derart mit Ihrem Finger malträtiert? Ich bin nicht Ihre Voodoo-Puppe.«

»Ich dachte, Sie wären ein Penner, der Geld für seine Drogen aus dem Van einer gemeinnützigen Organisation stehlen will.« Das würde der guten Samariterin Felicity doch sicher Pluspunkte einbringen.

Doch die Frau runzelte die Stirn. »*Wie bitte?*«

*Oder auch nicht.* »Ich habe das Logo nicht gesehen«, fügte Felicity hastig hinzu und tippte sich selbst auf die Bluse, um auf die Stelle hinzudeuten, an der sich bei der Frau das Emblem von Living Ruff befand. »Also habe ich gedacht ...«

»Ja, ich habe schon verstanden. Ein Penner. Auf Geld für Drogen aus. Weil alle Obdachlosen ja Junkies sind. Nicht wahr?« Sie presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen.

*Oh.* Na ja, das hatte Felicity tatsächlich gesagt, nicht wahr? Sie widerstand dem Impuls, noch einen Schritt zurückzuweichen, um mehr Abstand zwischen sie zu bringen.

Moment mal, warum kam ihr die Frau eigentlich so bekannt vor? Plötzlich fiel der Groschen. Okay, sie hatten sie für das Foto ordentlich zurechtgemacht und versucht, die Tierärztin für die breite Masse tauglich zu machen, mal ganz abgesehen davon, dass das Bild sie nur bis zur Brust gezeigt hatte. Doch Felicity war sich ziemlich sicher, dass sie die Tierärztin aus dem Artikel vor sich hatte, in dem behauptet wurde, dass die Organisation kurz vor der Schließung stand. Dr. Sandy Cooper.

Schon seltsam, dass sie es auch geschafft hatten, ihre enorme Präsenz für das Foto in dem Artikel wegzuretouchieren.

»Haben Sie Ihre Zunge verschluckt?« Dr. Coopers Mundwinkel zuckten. »Hey. Medizinerwitz.«

»Kein besonders guter«, erwiderte Felicity, ohne darüber nachzudenken. »Ich meine, er ist nicht gerade originell.«

»Stimmt schon.« Die Tierärztin zuckte die Schultern, scheinbar vollkommen unbeeindruckt von der Kritik, während sie Felicitys Outfit von oben bis unten musterte.

Es war ein Elle-Saab-Hosenanzug aus der aktuellen Kollektion. Felicity wusste, dass sie darin gut aussah. Professionell. Davon sollte sich die Tierärztin vielleicht mal eine Scheibe abschneiden.

»Wollen wir noch mal von vorne anfangen? Ich bin Doktor ...«

»Sandy Cooper«, unterbrach Felicity sie. Und das klang ... seltsam vorwurfsvoll.

Die Frau neigte den Kopf zustimmend zur Seite. »Nennen Sie mich Cooper, das machen alle.« Sie schloss die Fahrtür des Vans ab und beäugte Felicity dann erneut. »Da scheinen Sie mir ja Wissen vorauszuhaben. Und Sie sind?«

»Felicity Simmons«, sagte sie, bevor sie ihren neuen Titel hinterherschob. »Deputy Chief Operating Officer der Bartell Corp.« Bald sogar in voller Eigenverantwortung, doch diesen Hinweis verkniff sie sich. Felicity stellte sich ein wenig auf die Zehenspitzen. Ihr neuer Titel fühlte sich immer noch surreal an.

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

»Und stolz drauf, wie ich sehe«, meinte Cooper.

»Warum auch nicht?«, gab Felicity giftig zurück.

Die andere Frau seufzte. »Wollen Sie mir vielleicht auch erklären, woher Sie mich kennen?«

»Aus einem Zeitungsartikel«, entgegnete Felicity. »Living Ruff New York soll schließen?«

»Ah.« Ein angespannter Zug legte sich um Coopers Augen, als wäre damit ein Nerv getroffen worden, und sie ging an Felicity vorbei, um die Doppeltüren auf der Rückseite des Vans zu öffnen.

Felicity blieb auf Abstand und beobachtete fasziniert, wie die Frau ein paar riesige Säcke mit der Aufschrift *HUNDEFUTTER 10 kg* herauswuchtete und neben sich auf den Boden stellte.

»Spenden«, erklärte Cooper, als sie ihren neugierigen Blick bemerkte. »Kurz vorm Verfallsdatum, also habe ich sie kostenlos bekommen.« Sie musterte Felicity noch einmal von oben bis unten, schien dann aber zu einem Schluss zu kommen und lachte. »Ich wollte Sie gerade bitten, mir beim Reintragen zu helfen. Aber das lasse ich mal lieber.«

»Ja. Tja. Ich bin Anwältin, kein Sherpa.« Felicity verschränkte die Arme vor der Brust. Sie war sich ziemlich sicher, dass sie keinen dieser Säcke auch nur ein Stück mit dem Fuß beiseiteschieben, geschweige denn, sie hochheben könnte. Für so etwas heuerte man Menschen mit Muskeln an.

»Anwältin, hmm? Wollen Sie uns verklagen?« Der Ausdruck in Coopers Augen wurde härter. »Bei uns ist nicht viel zu holen. Alles kommt den Tieren und ihren Besitzern zugute.«

»Natürlich nicht. Ich bin hier, um mir ein Bild von Living Ruff zu machen in Vorbereitung auf eine mögliche Spende. Durch die Bartell Corporation.«

Cooper stutzte und verengte die Augen ein wenig. »Ich verstehe.« Sie warf sich einen der großen Säcke über die Schulter. »Großer Medienkonzern, oder?«

»Der größte.«

Dann hob sie noch einen Sack auf, als würde der erste nichts wiegen, und marschierte in Richtung des Gebäudes. »Könnten Sie eben die Tür übernehmen?«, rief sie über die Schulter.

Felicity schaute zum Van, nickte und versetzte den Türen dann einen kräftigen Schubs, sodass sie zuschlugen.



»Nicht die, aber danke. Ich meinte die zum Büro.« Cooper deutete mit dem Kopf auf das schäbige Backsteingebäude.

*Oh. Natürlich.* Brennende Hitze stieg Felicity ob ihrer eigenen Dummheit in die Wangen und sie beeilte sich, die Haustür aufzumachen. Die jedoch nicht nachgab. »Es ist abgeschlossen.«

»Verdammt. Unsere Empfangsmitarbeiterin Mrs Brooks muss schon wieder aufgehalten worden sein. Okay ...« Cooper warf Felicity einen abschätzenden Blick zu, bis diese neben ihr stand. »Sie könnten direkt anfangen, was Gutes zu tun.«

Felicity runzelte die Stirn. »Wie denn?«

»Fassen Sie mal in meine linke Hosentasche, da sind die Schlüssel drin.« Sie schob die Hüfte ein wenig nach vorn.

*In der Hosentasche?* War das ihr Ernst? Das war doch ziemlich persönlich. Um so etwas bat man eine Fremde doch nicht einfach ... und schon gar nicht, wenn man Jeans trug, in der man sich ganz offensichtlich vor nicht allzu langer Zeit im Dreck gewälzt hatte.

Allerdings kribbelten Felicitys Finger ein wenig bei der Vorstellung, diesen beeindruckenden Oberschenkeln nahe zu kommen. Vollkommen ohne ihr Zutun schob sie die Hand langsam in die Hosentasche der Frau und fasste nach dem Metall, das sie darin fand.

Cooper strahlte eine unglaubliche Körperwärme ab, aber das ergab durchaus Sinn, bedachte man die körperliche Arbeit, die sie gerade verrichtete. Felicity stellte sie sich in einem Tanktop vor, wie ihre kräftigen Muskeln glänzten, während sie sich in irgendeiner Form physisch betätigte. Ihre Arme waren bestimmt genauso stark und definiert wie ihre Schultern. Das mussten sie doch sein, oder?

»Hey, Felicity?«

»Hmm?«

»Die Schlüssel müssen sich außerhalb meiner Tasche befinden, damit man sie benutzen kann.«

*Oh Gott!* Felicity riss sie aus der Hosentasche und jetzt fühlte sich ihr ganzes Gesicht heiß an. Was zum Teufel war denn los mit ihr?

Cooper lachte leise. »Okay, es ist der große Schlüssel, der zweite von links am Ring. Danke.«

Ihre Hände zitterten aus Gründen, die Felicity sicher nicht näher unter die Lupe

### ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

nehmen würde, aber sie schaffte es beim ersten Versuch, den Schlüssel ins Schloss zu stecken, und drehte ihn, bis es klickte. Dann zog sie die Tür auf und Cooper schob sich an ihr vorbei, um die Säcke drinnen abzustellen.

»Danke«, wiederholte sie und wischte sich den Schweiß von der Stirn, was einen breiten, schmutzigen Streifen auf ihrer Haut hinterließ, bevor sie sich den Staub von den Beinen klopfte, die eine ziemlich auffällige Ähnlichkeit mit Eichenstämmen hatten.

Plötzlich fand Felicity dieses Gesamtbild von dreckverschmierter Unvollkommenheit faszinierender als alles, was sie je zuvor gesehen hatte.

»Okay.« Cooper richtete sich wieder auf und machte eine Handbewegung in Richtung der Säcke. »Ich lagere Überschüsse an Futterspenden lieber außerhalb des Vans, damit nichts gestohlen wird oder verdirbt oder so.«

Felicity erwiderte nichts. Merkwürdig, wie diese Dreckstreifen dem Gesicht der Frau etwas Draufgängerisches verliehen.

»Hab ich was im Gesicht?«, fragte Cooper, als sie ihren Blick bemerkte. Sie griff in ihre hintere Hosentasche und zog ein Männertaschentuch heraus, um sich damit über die Haut zu wischen. »Weg?«

»Ja«, sagte Felicity leise und schmerzlich trauernd. »Alles weg.«

»Na schön, dann kommen Sie mal rein. Kann ich Ihnen einen Tee oder Kaffee anbieten, während Sie auf Harvey warten? Er ist der Geschäftsführer unserer Organisation, mit dem Sie sich darüber unterhalten können, welche Ziele wir verfolgen und wie man Spender wird.«

»Oder ich unterhalte mich erst mal mit Ihnen. Ich würde gerne ein Gefühl für die komplette Stiftung bekommen. Mit allen reden. Alle Aspekte kennenlernen.«

Cooper zuckte die fantastischen Schultern.

Felicity erwischte sich dabei, wie sie der Bewegung mit offenem Mund folgte, und klappte ihn hastig wieder zu. *Das ist nun wirklich unangebracht.*

»Wie Sie wollen«, sagte Cooper. »Ich kann Ihnen gerne was über die praktische Seite meines Jobs erzählen, aber ich muss demnächst wieder raus. Meine Runde machen. Ein paar gute Jungs füttern.« Sie grinste. »Und gute Mädchen.«

Felicity starrte sie vollkommen verständnislos an.

»Hunde, Ms Simmons. Nebst anderen Tieren. Haben Sie Haustiere? Kommen Sie mit nach oben.« Sie führte sie eine Betontreppe hinauf, deren Stufen mit Rostflecken übersät war.

»Nein«, antwortete Felicity und konnte den Blick nicht von dem runden, muskulösen Hintern vor sich nehmen, der einfach nicht so faszinierend hätte sein sollen. Aber er war es. *Sehr*.

»Oh? Aus einem bestimmten Grund?«

War Coopers Tonfall gerade merklich kühler geworden?

Auf einmal wollte Felicity nicht, dass die Frau den Eindruck bekam, sie würde Tiere hassen oder so. Das stimmte ja schließlich auch nicht. »Ich denke, es wäre dem Tier gegenüber unfair, wenn es von einer Person in meiner Position gehalten wird. Während der letzten Jahre bin ich aufgrund der Arbeit für meine Chefin oft umgezogen. Sie reist durch die ganze Welt, um bei ihren Geschäften auf dem Laufenden zu bleiben. Zum Beispiel habe ich die letzten zehn Monate in Australien verbracht, während sie dort eins ihrer Magazine neu aufgestellt hat.«

»Australien?« Cooper öffnete die Doppeltür am oberen Ende der Treppe und fixierte sie auf beiden Seiten mit je einem Haken. »Erklärt das Ihren un-new-yorkischen Akzent? Komisch. Ich hätte Sie eher in die britische Ecke einsortiert.«

Dann waren die Bemühungen der britischen Mrs Allsop, ihr eine gewählte Ausdrucksweise beizubringen, also nicht umsonst gewesen? Felicity grinste zufrieden. »Nein, ich bin Amerikanerin. Ich war noch nie in England.«

Cooper warf ihr einen seltsamen Blick zu und machte dann schwungvoll die Bürotür auf. »Okay, dann kommen Sie mal rein. Ich geh mich nur schnell waschen. Ich sehe bestimmt eklig aus. Musste Hebamme für eine Hündin spielen, die sich direkt mal im Dreck unter einem Gebäude versteckt hat. Und auf dem Rückweg hierher habe ich den Anruf wegen der Futterspende bekommen.«

Na gut, das erklärte, warum ihre Kleidung so aussah, als wäre ein Penner darin gestorben.

Felicity sah sich aufmerksam im Büro um. In der Mitte des Raums stand ein runder Tisch, der schon bessere Tage gesehen hatte, und darum fünf Stühle, die nicht zusammenpassten. Akten und Papiere lagen darauf verteilt. Außerdem gab es ein paar Schreibtische mit wuchtigen Röhrenmonitoren, die direkt aus den Achtzigern entsprungen sein könnten. Auf dem größten Schreibtisch entdeckte sie ein riesiges Telefon und auf der halbhohe Trennwand war ein Namensschild angebracht: Mrs Brooks, Empfang/Tierarzhelferin.

In der Ecke am anderen Ende des Raums befand sich ein abgeschlossenes Glasbüro. An der Tür verkündete ein Schild aus Bronze, dass es *Geschäftsführer*

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

Harvey Clifford gehörte. Daneben gab es noch einen weiteren abgetrennten Raum mit dem Hinweis: *Tierklinik – ZUERST ANKLOPFEN*. Darunter war ein lächelnder Comic Hund abgebildet.

Tierposter mit Motivationsprüchen hingen an den Wänden ohne Fenster. Und Letztere müssten dringend mal wieder geputzt werden.

Coopers Ziel war eine Küchenzeile und Felicity versuchte sehr, die Frau nicht zu beobachten, als sie sich über das kleine Waschbecken beugte und sich gründlich mit zwei verschiedenen Seifen wusch – eine roch nach Desinfektionsmittel, die andere nach Zitrone. Während sie sich die Hände mit einem Papiertuch abtrocknete, rief sie über die Schulter: »Tee oder Kaffee?« Dann beförderte sie das benutzte Papiertuch mit Schwung in den Mülleimer.

»Nichts«, brachte Felicity heiser hervor. »Im Moment zumindest nicht. Ich versuche, nicht mehr so exzessiv viel Koffein zu trinken. Schritt eins: Nicht zu früh am Tag damit anfangen.«

»Kein Ding. Setzen Sie sich ruhig.« Sie deutete auf den runden Tisch. »Ich muss mich eben umziehen. Zahlt sich in meinem Job aus, wenn man ein paar frische Klamotten im Büro deponiert.«

Felicity nickte und ließ sich langsam auf den Stuhl sinken, der ihr am nächsten stand. Sie versuchte verzweifelt, nicht daran zu denken, was dieses Umziehen im Einzelnen beinhaltete ... eine Hose, die über diese beeindruckenden Beine nach unten glitt.

Vielleicht hätte sie den Kaffee doch annehmen sollen. Dann hätte sie sich voll und ganz auf ihre Tasse konzentrieren können, anstatt auf die Frau, die gerade zu einem weiteren Raum im hinteren Teil des Büros marschierte. Cooper verschwand darin, ließ die Tür jedoch offen.

Einen Moment später war das Klappern einer Gürtelschnalle zu hören, die auf dem Boden aufkam. »Ich weiß, dass ich mich auf der Toilette umziehen könnte, aber die ist unten und hat die Größe einer Telefonzelle«, meinte sie laut zu Felicity. Plötzlich kam ein Stiefel durch die offene Tür geflogen und landete mit einem dumpfen Laut, gefolgt von einem »Ups. Da ist mir doch glatt der Steer aus der Hand gerutscht«.

»Von wo stammen Sie?«, erkundigte Felicity sich neugierig. »Wo nennt man denn Arbeitsstiefel ›Steers?«

»Ach, von hier und da. Ich bin ein typisches Soldatenkind, wir sind ständig

umgezogen.« Ein weiteres, dumpfes Poltern, doch dieses Mal folgte kein Stiefel. »Und Sie? Jemand, der britisch klingt, aber nicht von da stammt, tut das doch absichtlich, oder?«

Es klatschte, als eine Jeans in ihrem Sichtfeld landete und Felicity schluckte unwillkürlich, als ihr aufging, was das bedeutete. Am liebsten hätte sie sich selbst geschüttelt. Sie war hier, um einen Job zu erledigen – oder besser gesagt eine Ermittlung über eine mögliche Veruntreuung durchzuführen und nicht um sich von einer Angestellten der Organisation ablenken zu lassen. *Die gerade keine Hose anhat.*

»Felicity?« Die Tierärztin streckte den Kopf um die Ecke. »Ist das ein wunder Punkt? Tut mir leid, wenn die Frage daneben war.«

»Oh. Nein.« *Konzentrier dich.* »Da gibt es nicht viel zu erzählen. Mein Akzent war fürchterlich und ich habe entsprechend Unterricht genommen, um professioneller zu klingen. Meine Lehrerin war Engländerin, also ist wohl ein bisschen was von ihrem Akzent und ihrer Ausdrucksweise hängen geblieben. Ich habe mich aber sprachlich schon immer schnell angepasst. Es überrascht mich, dass ich nicht nach einer Australierin klinge. Was eine Katastrophe wäre.« Sie erschauderte.

Cooper lachte und verschwand wieder. »Verstehe.« Plötzlich kam eine Socke geflogen. »Verdammt.«

Dem Kleidungsstück folgten drei aufregende Sekunden, in denen eine Amazone ihm nachhechtete, bekleidet nur mit einem weißen T-Shirt, das sich über ihren vollen Brüsten spannte, und einer schwarzen Boxershorts, die über dem Hintern eng anlag.

Felicity entkam ein leises Wimmern.

Warum zum Teufel fand sie *so jemanden* derart attraktiv? Jemanden, der so stark war? Und ein bisschen maskulin? Der ordentlich Fleisch auf den Knochen hatte? Das widersprach allem, was sie über sich selbst wusste. Sie hatte schon *immer* Anwälte attraktiv gefunden. Schlanke, sehnige, fitte, gepflegte Männer und Frauen mit exzellentem Modegeschmack und hervorragenden Manieren, die sich selbst kunstvoll in Szene zu setzen wussten. Sie waren alle anspruchsvoll, ordentlich, klug und auf Genauigkeit bedacht – wie sie selbst.

Auf kurvige, teddybärhafte Soldatenkinder, die vom Körperbau her als kleine Scheune durchgehen konnten, stand sie ganz sicher nicht. Insbesondere

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

nicht auf solche, die in gruselige, dreckige Ecken krochen, um Hebammen für niederkommende Hunde zu spielen. Nichts, aber auch gar nichts davon passte zu den Menschen, zu denen Felicity sich normalerweise hingezogen fühlte. Und doch saß sie hier, unfähig, diese großartigen drei Sekunden zu verdrängen.

Cooper lachte verlegen und verschwand schnell wieder in ihrer Umkleidekabine. »Sorry. Ich bin so müde, dass meine Koordination inzwischen echt zu wünschen übrig lässt.«

*Wie mein Hirn. Offensichtlich.*

»War eine lange Nacht«, fuhr Cooper fort. »Oder eher Morgen. Ich bin schon seit vierzehn Stunden im Dienst. Normalerweise bin ich durch und durch professionell und behalte meistens sogar meine Klamotten an, versprochen.«

»Vierzehn Stunden?«, keuchte Felicity. Das machte sie durchaus auch mit schöner Regelmäßigkeit, aber sie arbeitete im oberen Management und hatte einen Schreibtischjob. Tierärzte taten das auch?

»Schon okay, ich habe nur noch ein paar Stunden. Dann mache ich ein Nickerchen.« Eine Hand erschien im Türrahmen und deutete auf etwas.

Felicity folgte der Geste und entdeckte eine kleine, offene Tür, die sie zuvor übersehen hatte. Hinter dieser konnte sie eine schmale Pritsche ausmachen.

»Das ist super, um sich während einer Doppelschicht mal aufs Ohr zu hauen.«

»Schieben Sie denn oft Doppelschichten?«, erkundigte Felicity sich neugierig.

»Ab und zu. Tiernotfälle gehören bei mir zum Alltag und der Springer, der mich normalerweise ablösen kann, fällt gerade wegen einer Gallenstein-OP aus.« Cooper kam zurück in den Hauptbüroraum und stopfte ein Bündel schmutziger Kleidung in eine Tasche. Diese klemmte sie sich unter den Arm und steckte dann ihr T-Shirt in den Bund ihrer sauberen Jeans, bevor sie die große Silberschnalle ihres Gürtels schloss. »Viel besser, oder?«

Felicity betrachtete das Flanellhemd, das weiße T-Shirt und die ausgebleichene, blaue Jeans. »J-ja«, murmelte sie und spürte, wie ihr schon wieder Hitze in die Wangen stieg. »Sehr gut. Ja.«

Was zum Geier war denn nur mit ihr los? Sie wurde von lüsternen Gedanken geplagt, *während der Arbeitszeit*, und das auch noch gegenüber jemandem, der absolut nicht ihr Typ war!

»Gleich zweimal ja, hm?« Cooper grinste. »Volltreffer.« Ihre Zähne waren vollkommen ebenmäßig und weiß und ihr Lächeln atemberaubend.

Felicity fragte sich, ob der Sauerstoffgehalt der Luft möglicherweise plötzlich abgefallen war. *Oh*. Da kam das Wort also her. *Atemberaubend*. Ergab Sinn.

»Also gut, geben Sie mir Zeit für eine Runde Koffein, dann beantworte ich Ihnen Ihre Fragen, bis mein Chef da ist.« Mit einem weiteren Grinsen ging sie wieder zur Küchenzeile.

»Stimmt, ja.«

Die Frau ließ sich eine Tasse Kaffee aus einem großen Kaffeepender, der auf Augenhöhe angebracht und mit *Vorsicht heiß!* beschriftet war. Überaus spannend.

Felicity fluchte in sich hinein. Das wurde langsam wirklich lächerlich. Gott, sie war vier Monate lang mit Phillip zusammen gewesen und war währenddessen *nie* so abgelenkt gewesen.

»Cooper? Tut mir leid, dass ich zu spät dran bin!«, ertönte in diesem Moment die Stimme einer älteren Frau vom Fuß der Treppe aus, begleitet von rhythmischem Klackern.

»Das ist Mrs Brooks und das süßeste Mädchen der Welt«, sagte Cooper leise, sodass nur Felicity sie hören konnte.

»Eins der Kinder hatte Bauchweh und ich musste sichergehen, dass sie ...« Die Stimme verstummte abrupt, als ihre Besitzerin den Treppenabsatz im ersten Stock erreichte und Felicitys neugierigen Blick auffing. Die Afroamerikanerin hatte ein rundes, freundliches Gesicht, halblange, wellige schwarze Haare und sprach mit starkem Bronx-Akzent. »Oh, hallo.« Mrs Brooks' Blick huschte zu Cooper, die gerade mit ihrem schwarzen Kaffee in der Hand zum Tisch ging. »Ich wusste nicht, dass Sie Gesellschaft haben.«

Plötzlich stürmte ein kniehohes, karamellfarbener Hund in den Raum und rannte schnurstracks auf Cooper zu. Der kleine Wirbelwind hatte lange Schlappohren und kannte in seinem Enthusiasmus absolut keinen persönlichen Sicherheitsabstand, was Felicity erschrocken einen Schritt nach hinten machen ließ.

»Hey, Süße.« Cooper ging in die Hocke und umarmte den Hund liebevoll mit einem Arm, während sie mit der anderen Hand den Kaffee außer Reichweite hielt. Lachend schnitt sie eine Grimasse, als das Tier versuchte, sie begeistert abzulecken. »Das ist meine sehr begeisterungsfähige English-Cockerspaniel-Dame Brittany.«

*Igitt*. Viel zu viel Zunge. Felicity brachte sich Zentimeter für Zentimeter weiter in Sicherheit, falls die Sabberweltmeisterin am Ende noch auf die Idee kam, ihre Liebe auf sie auszuweiten. Doch das Tier schien nach einem kurzen, prüfenden

### ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

Schnüffeln in Felicitys Richtung vollauf damit zufrieden zu sein, sich an Coopers Seite zu kuscheln. Wenigstens einmal wurden ihre Gebete erhört.

»Und das ist Felicity Simmons«, sagte Cooper zu Mrs Brooks und der aufgeregten Hündin, während sie sich wieder erhob. Sie ging zu einem der Stühle, während das Tier ihr wie verrückt um die Beine wuselte. »Felicity checkt uns für die Bartell Corporation durch. Um zu sehen, ob sie uns vielleicht eine Spende zukommen lassen wollen.«

Mrs Brooks' Augenbrauen zuckten bei der Erwähnung von Bartell Corp nach oben.

Das sollte sie auch beeindrucken, immerhin gehörte das Unternehmen zu den Fortune 500. *Und ich werde es in einem Monat leiten.* Na ja, davon ausgehend, dass sie Elenas Geheimauftrag hier nicht versaute.

»Und das ist Cassandra Brooks, die die ganze Organisation hier am Laufen hält«, fuhr Cooper fort, stellte ihre Tasse auf dem Tisch ab und wandte sich dann zu Felicity um. »Und sie teilt sich auch mehr oder weniger das Sorgerecht für Brittany mit mir.«

Sie teilten sich einen Hund? Warum? Sie waren doch kein Paar, oder? Mrs Brooks sah aus, als wäre sie mindestens sechzig. Und Cooper war was? Ende dreißig? Anfang vierzig?

Man musste ihr die Verwirrung ansehen, da Cooper hinzufügte: »Britt ist tagsüber bei mir und Mrs B nimmt sie freundlicher Weise nachts und an den Wochenenden, weil sie Hunde bei sich zu Hause halten darf und ich nicht.« Ihr Gesichtsausdruck wurde finster. »Dafür suche ich noch eine Lösung, aber das wäre einfacher, wenn es nicht so schwer wäre, in New York hundefreundliche Wohnhäuser zu finden.«

Felicity nickte neutral, weil sie absolut null Komma null Interesse an dem Schlafarrangement der sabbernden Brittany hegte.

»Also ...« Mrs Brooks stellte ihre Handtasche auf ihrem Schreibtisch ab. »Sie sind eine potenzielle Spenderin, ja?«

Felicity nickte.

»Ausgezeichnet. Dann wird Sie das hier sicher interessieren.« Sie wühlte in ihren Schubladen herum und zog einen Hefter heraus, den sie vor Felicity auf den Tisch legte. »Das ist eine Übersicht über die Tätigkeit der Organisation, die wir potenziellen Spendern aushändigen. Mr Clifford wird sicher bald hier sein, um Ihnen Fragen zu beantworten.«



Cooper nippte an ihrem Kaffee und beobachtete sie schweigend.

Felicity machte keine Anstalten, den Hefter entgegenzunehmen. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht ... Ich benötige die Informationen nicht, die andere Spender bekommen. Ich möchte mir ein Gesamtbild machen. Von den *anderen* finanziellen Einzelheiten, wenn Sie mir folgen können. Denen, die man nicht so oft mitteilt.«

Die Temperatur im Raum sank merklich.

»Wie bitte?«, fragte Mrs Brooks, der der Mund offen stehen blieb. »Was wollen Sie damit andeuten?«

*Oh verflucht.* Vielleicht besaß Felicity wirklich nicht viel Fingerspitzengefühl? Bevor sie antworten konnte, mischte sich jedoch Cooper ein.

»Das ist eine *sauber geführte* Stiftung! Wir machen hier hervorragende Arbeit!« Ihre Augen weiteten sich und ihre Stimme hatte jede Wärme verloren. Vorsichtig stellte sie ihre Tasse wieder auf dem Tisch ab. »Mr Clifford ist gewissenhaft und anständig. Er hat noch nie etwas Illegales getan. Das gilt auch für alle anderen hier.«

»Das ist wunderbar und auch sehr leicht zu beweisen«, erwiderte Felicity leise und breitete die Arme aus, um die angespannte Situation ein wenig aufzulösen. »Oder nicht? Hören Sie, es ist ganz einfach: Meine Chefin ist eine der reichsten Frauen in der Medienwelt und wenn sie in wohltätige Zwecke investiert, wählt sie dafür Organisationen, die über jeden Zweifel erhaben sind. Und ich bin hier, um sicherzustellen, dass das der Fall ist. Das verstehen Sie doch sicher?«

»Oh.« Mrs Brooks schien sich etwas zu beruhigen.

»Gut und schön, aber gibt es einen Grund für die Annahme, dass wir nicht über jeden Zweifel erhaben sind?«, wollte Cooper wissen. »Oder tauchen Sie bei jeder Organisation auf, für die sie sich interessiert, und beleidigen deren Integrität? Ist das Teil Ihrer Jobbeschreibung?«

Felicity presste die Lippen aufeinander und ballte die Hände zu Fäusten. *Machen Sie keinen auf Rambo.* Das war Elenas Anweisung gewesen. Und hier saß sie nun und ... verfiel voll in den Rambo-Modus.

»Ich bin mir sicher, dass das zum Standardprozedere gehört«, warf Mrs Brooks plötzlich ein und ihr Blick huschte erst zu ihren Händen, dann zu Cooper. Ihr Tonfall war besänftigend.

Das trieb nun wiederum Felicitys Puls in die Höhe, weil es wirkte, als würde sie hier einen Vermittler brauchen. Offenbar versaute sie die Sache gerade auf ganzer Linie.

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

»Ich möchte nur Antworten, mehr nicht. Ich beschuldige niemanden mit irgendetwas«, sagte Felicity angespannt. »Aber wenn ich Ihnen keine Fragen stellen soll, wie Sie diese Organisation führen, sollten Sie vielleicht nicht in Artikel auftauchen, in denen von einer bevorstehenden Schließung gesprochen wird.«

»Ach das.« Coopers Schultern entspannten sich sichtlich. »Das stimmt nicht.«

»Warum wurde er dann veröffentlicht?«, fragte Felicity.

»Das macht Harvey jedes Jahr. Eine Geschichte, um neue Spender ranzuholen. Das hat nichts zu bedeuten.«

»Dann brauchen Sie also kein Geld?« Felicity zog die Augenbrauen nach oben.

»Das habe ich nicht gesagt.« Cooper warf ihr einen finsternen Blick zu. »Verdrehen Sie den Leuten immer so die Worte im Mund? Macht man das so als Anwältin? Oder färbt die Arbeit im Medienkonzern ab? Journalisten sind da auch gut drin, oder?«

Jetzt, wo ihr Fokus ganz auf Felicity lag, wirkte sie ziemlich einschüchternd.

Doch Felicity starrte nur genauso finster zurück und weigerte sich, nachzugeben. »Das ist doch gar nicht kompliziert. Meine Chefin hat letztes Jahr einen Artikel über Sie gelesen und fand Living Ruff so gut, dass sie eine Spende machen will. Durch den kürzlich erschienenen Artikel, in dem stand, dass sie kurz davorstehen, von Ihren Gläubigern dichtgemacht zu werden, macht sie sich nun Sorgen, dass die Investition nicht sinnvoll wäre. Was stimmt denn nun?«

»Letztes Jahr?« Cooper schnaubte. »Ach ja. Sie meinen den, in dem wir als Gottes Geschenk der Stiftungen dargestellt wurden.«

Felicity stutzte. »Woher wissen Sie, welchen ich meine?«

Mrs Brooks lachte leise. »Die Leute erinnern sich immer nur an den einen.«

Felicity runzelte die Stirn. »Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Der war seitenlang«, meinte Cooper. »Darin wurde ich einen Tag lang von der Reporterin bei der Arbeit begleitet und anschließend hat sie viele Obdachlose darüber interviewt, was sie von uns halten. Anschließend hat sie sich mit den Leuten von den Lokalbehörden unterhalten, ob wir sauber sind, in unseren Finanzen rumgewühlt und andere Organisationen zu uns befragt. Hat sich angefühlt wie eine journalistische Darmspiegelung.« Sie schüttelte den Kopf. »So was habe ich noch nie erlebt. Alle anderen Artikel waren immer nur oberflächlich, drei Absätze, ein nettes Zitat, ein Foto von einem niedlichen Hund, das war's dann. Das da kam mir vor, als hätte die Reporterin es auf den Pulitzer abgesehen. Wir mussten

beweisen, dass wir die Mühe wert waren. Als der Artikel dann rauskam, waren die Reaktionen ...« Sie schüttelte erneut den Kopf. »Überraschend.«

Mrs Brooks erhob sich, kam zum Tisch rüber und schlug den Hefter auf, den sie Felicity hingelegt hatte. Ihm entnahm sie die Kopie eines Zeitungsartikels. »Möchten Sie ihn lesen? Er hat uns hunderte von neuen Spendern aus dem ganzen Land eingebracht. Und wir haben die größte Einzelspende seit Beginn unserer Arbeit erhalten.«

*Elenas Spende.* Neugierig geworden zog Felicity den Artikel näher zu sich heran. Und dann sog sie erschrocken Luft ein.

Plötzlich ergab so vieles einen Sinn.

## WENN LIEBE KEIN ZUHAUSE HAT

Von *MADDIE GREY*

Sie musste die Geschichte nicht mal lesen, um zu wissen, dass sie natürlich herausragend gut geschrieben war. So gerne Felicity es auch leugnen wollte, die Australierin war eine phänomenale Reporterin. Inzwischen hatte sie mehrfach international für Aufsehen gesorgt und einige Preise eingeheimst. Felicity schaute auf das Veröffentlichungsdatum. Neunundzwanzigster August. Zu diesem Zeitpunkt hatte Maddie als Freelancerin in New York gearbeitet, bevor sie für einen Auftrag nach Vietnam gereist war.

Felicity überflog den Artikel. Er war wundervoll geschrieben. Und berührend. *Natürlich* wollte Elena einer guten Sache Geld spenden, die Maddie so offensichtlich am Herzen lag.

Jetzt wurde ihr auch klar, warum Elena so aufgebracht gewesen war. Es ging gar nicht um ihr verschwundenes Geld, nicht wahr? Oder zumindest nicht primär. Nein, Elena machte sich Sorgen, wie es aussehen würde, wenn ihre Reporter-Freundin einen mehrseitigen Artikel über eine Stiftung geschrieben hatte, die sich als korrupt herausstellte. Elena machte sich Sorgen, dass Maddies Ruf als Journalistin Schaden nehmen könnte. Kein Wunder, dass sie so sehr darauf bestanden hatte, dass Felicity eine *unauffällige* Lösung fand.

Ihre Schultern sackten nach unten. Warum drehte sich immer alles um Maddie Grey? Was hatte Maddie, das Felicity fehlte? Warum war Elena so ... loyal ... ihr gegenüber? Warum die enge Beziehung? Das war ein Rätsel, dessen Lösung

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

Felicity noch kein Stück näher gekommen war.

»Was ist los?«, fragte Cooper neugierig.

Felicity schaute auf. »Ich ... kenne sie. Die Journalistin.« Sie machte eine Handbewegung in Richtung des Artikels. »Wir haben mal zusammen gearbeitet. Jetzt ist sie ...« *Auf einem Foto auf dem Schreibtisch meiner Chefin.* »Eine Freundin meiner Vorgesetzten.«

»Maddie? Sie ist mit Elena Bartell befreundet?«

»Ja. Gut befreundet. Und das erklärt wohl auch, warum ich hier bin.« Sehr gut sogar. Warum hatte Elena ihr das nicht einfach von Anfang an mitgeteilt?

»Oh, wow.« Cooper entspannte sich noch weiter. »Ich verstehe. Okay. Hm, sorry, dass ich gerade ein bisschen feindselig rübergekommen bin. Mir war nicht klar, dass ihr auf unserer Seite steht. Hey, könnten Sie Maddie ausrichten, wie dankbar wir ihr sind, wenn Sie das nächste Mal mit ihr sprechen? Ihre Geschichte wird uns auf Jahre in den schwarzen Zahlen halten.«

»Dann ist der andere Artikel über die Schließung wirklich gelogen?«

»Wie gesagt, Harvey macht das jedes Jahr, um neue Spender zu gewinnen.« Cooper zuckte die Schultern. »Reden Sie mit ihm darüber, wenn Sie das genauer wissen wollen.«

»Das werde ich.« Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Wann sollte er hier sein?«

»Ich habe ihm vor ein paar Minuten eine Nachricht geschrieben und ihm gesagt, dass Sie auf ihn warten, aber er hat wohl noch ein paar Meetings«, meldete Mrs Brooks sich zu Wort. »Er hat vorgeschlagen, dass Sie in seiner Abwesenheit ja Cooper auf ihrer Runde begleiten könnten, um sich anzuschauen, was wir hier so machen. Und er hat sich entschuldigt, dass er es nicht früher schafft.«

Felicity verschränkte die Arme vor der Brust. Er wusste, dass sie als potenzielle Großspenderin hier war, und hatte nicht sofort seine Meetings abgesagt? Wie wahrscheinlich war das? Sie entschied sich jedoch, ihm erst einmal zu glauben.

»Er war der Meinung, dass Sie es vielleicht informativer finden würden, unsere Arbeit mit Cooper aus erster Hand mitzuerleben, bevor Sie beide sich zusammensetzen«, fügte Mrs Brooks noch hinzu.

Das ergab durchaus Sinn, doch Felicity fühlte sich trotzdem ein bisschen abgeschoben. Die Vorstellung von Meet-and-Greets mit den Obdachlosen und ihren Haustieren stand nicht sehr weit oben auf ihrer heutigen To-do-Liste. Aber sie

würde natürlich das Beste daraus machen. Felicity reckte das Kinn ein wenig nach vorn. »Na gut. Viel anderes bleibt mir ja nicht übrig, nicht wahr?«

»So viel Begeisterung über meine Gesellschaft habe ich ja noch nie erlebt«, merkte Cooper sarkastisch an. Sie grinste, wodurch sich in ihren Wangen kleine Grübchen zeigten. »Also dann? Bereit?«

Plötzlich ging ihr auf, dass Meet-and-Greets mit den Obdachlosen auch bedeutete, *viel Zeit* in Gegenwart von Dr. Sandy Cooper zu verbringen. Das war zum Glück überhaupt nicht beunruhigend. Kein bisschen. Gar nicht. »Natürlich. Ich mag Herausforderungen.« Solange man nicht von ihr erwartete, dass sie mit der Frau unter Häuser kroch. Da würde sie sich schlicht weigern.

»Das sagen Sie jetzt«, neckte Cooper sie. »Aber ich treibe mich an ziemlich unappetitlichen Orten rum.«

Oh, Moment mal, hieß das etwa, dass sie *tatsächlich* irgendwo reinkriechen musste? Angst breitete sich in Felicity aus. Gefolgt von Entsetzen. Dann erinnerte sie sich jedoch daran, dass sie nicht für Cooper arbeitete und dass sie jederzeit mit »Nein. Punkt« antworten konnte. »Da bin ich mir sicher«, erwiderte sie neutral.

Coopers Blick huschte über ihr Outfit. »Ich würde Ihnen ja was Passenderes von mir anbieten, aber ich glaube nicht, dass wir die gleiche Kleidergröße tragen.«

Felicity schnaubte leise. »Das ist eine Untertreibung.«

»Dann müssen wir eben mit dem leben, was Sie anhaben. Aber ich erwarte von Ihnen, dass Sie meine Grundregeln befolgen.«

»Die da wären?«

»Ich erwarte, dass Sie höflich zu den Kunden sind ...«

»Den Kunden?«

»Den Obdachlosen«, erklärte Cooper. »Ich will nichts von dem Zeug hören, das Sie vorhin zu mir gesagt haben. Das mit den Junkies. Ja, manche von ihnen sind das natürlich. Andere haben psychische Probleme. Einige leiden unter PTBS. Und wieder andere hatten einfach Pech, sie sind pleite oder haben keine Arbeit und machen schwere Zeiten durch. Der Punkt ist: Ich erwarte Höflichkeit und Respekt. Schaffen Sie das?«

»Natürlich«, gab Felicity zunehmend indigniert zurück. Sie konnte diplomatisch sein. Wirklich!

Cooper schien die Antwort auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. »Und ich erwarte, dass Sie keine Kommentare dazu abgeben, wie Sie das Leben der Leute

### ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

verbessern würden, wenn Sie an ihrer Stelle wären. Die Versuchung ist für viele da, die das erste Mal mit Obdachlosen umgehen.«

Felicity neigte den Kopf zur Seite. »Ich kann ... beobachten.«

»Schweigend?«

»Ja.« Das war doch lächerlich.

»Gut.« Cooper griff in ihre Hosentasche und holte ein Gummiband heraus, mit dem sie sich ihre schulterlangen, blonden Haare zu einem unordentlichen Pferdeschwanz zusammenband. »Dann, auf geht's.« Sie wandte sich an die Empfangsdame. »Ich bin in ein paar Stunden wieder da, Mrs B.« Dann schnalzte sie mit der Zunge und sofort war Brittany an ihrer Seite.

Moment, der schlappohrige Mächtighund kam auch mit? Felicity seufzte. *Zauberhaft.*

»Bis dann«, sagte Mrs Brooks. »Oh und viel Glück, Ms Simmons.«

Glück? Brauchte sie denn Glück bei dieser Sache? Und warum klang die Frau so amüsiert? Felicity warf ihr einen erschrockenen Blick zu, folgte Cooper dann aber die Treppe hinunter. Und zum zweiten Mal an diesem Tag fand sie sich vor dem doch recht angenehmen Anblick von Dr. Sandy Coopers wohlproportioniertem Hinterteil wieder. Dieses Mal war sie jedoch von der Sorge abgelenkt, was noch vor ihr lag.

Na ja. *Mehr oder weniger.*

# Kapitel 3

## *Auf Achse*

Das Erste, was Felicity in Coopers Van auffiel, während sie sich anschnallte, war der Gestank. Das Fahrzeug roch durchdringend nach Tierfutter und Tieren und noch irgendetwas, das sie nicht genau bestimmen konnte. Etwas Verwesendes? Sie rümpfte die Nase.

»Damit muss man in diesem Beruf wohl leben«, sagte sie, als Cooper auf den Fahrersitz stieg.

»Mit was?«

»Dem Geruch.«

Cooper machte das Radio an und etwas in Richtung ... beatlastige Countrymusik ertönte, bei der es Felicity unwillkürlich schüttelte.

Brittany sprang mit Schwung vom Boden auf Coopers Schoß und quetschte sich dann wild mit dem Schwanz wedelnd zwischen den Vordersitzen nach hinten durch, um sich direkt dahinter in einer Art Hundehängematte niederzulassen. Damit war sie nahe bei ihnen und quasi auf Augenhöhe.

Der warme Atem des Hundes strich Felicity nun übers Ohr. Sie holte tief Luft, um ihre Nerven zu beruhigen. *Okay*. Das würde sie einfach genauso ignorieren wie den Gestank.

Dann legte Brittany ihre Schnauze auf Felicitys Schulter ab.

Cooper warf ihr einen überraschten Blick zu. »Oh, das ist aber neu. Brittany wird mit neuen Leuten normalerweise nicht so schnell warm. Und um Ihre Frage von vorhin zu beantworten: Ich rieche nichts. Ich bin immun.«

Felicity rückte vorsichtig von dem haarigen Houndini ab, bis das Tier den subtilen Hinweis verstand und sich stattdessen auf Coopers Schulter niederließ.

»So schnell ändert sich die Laune.« Cooper lachte und ließ den Motor an.

»Könnten Sie bitte den Sender wechseln?«, fragte Felicity, als der Sänger sich gerade näselnd in einem weiteren Refrain erging.

### ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

»Kein Fan von Billy Ray Cyrus?«

»Ist das denn irgendwer?«, wollte Felicity wissen. »*Breaky* ist ja nicht mal ein existierendes Wort.«

Cooper lächelte. »Das ist Gabes Lieblingssender. Er ist einer unserer anderen Tierärzte. Suchen Sie sich gerne was aus.«

Felicity drehte dem Radio den Saft ab. »Ich bin für Stille.«

»Schwierig zufriedenzustellen.« Cooper zuckte mit den Schultern. »Nur so aus Neugier: Hatten Sie denn schon mal mit obdachlosen Menschen zu tun?«

»Nein. Da, wo ich wohne, ist das kein großes Problem.«

Cooper schnaubte spöttisch. »Das ist überall in New York ein Problem, also auch in Ihrer Gegend, wenn Sie nicht außerhalb wohnen. Sie haben es nur noch nicht gemerkt.«

Felicity schüttelte den Kopf. »Nein, ich ...«

»Entschuldigen Sie, wer war doch gleich die Expertin auf dem Gebiet in diesem Auto?«, fragte Cooper. Ihr Tonfall war gelassen, doch sie warf Felicity einen durchdringenden Blick zu.

»Na ja.« Ja, schon gut. »Sie.«

»Eben. Könnten Sie das für heute verinnerlichen? Und vielleicht auch, dass die meisten Menschen nur zwei Gehaltszahlungen von der Obdachlosigkeit entfernt leben?«

Was für eine deprimierende Vorstellung.

Cooper beäugte noch einmal Felicitys Outfit. »Okay, in ihrem Fall vielleicht eher zehn, wobei das durchaus auch abhängig von der Höhe Ihrer Miete ist.« Sie schwieg einen Moment und fügte dann leicht provozierend noch hinzu: »Oder zahlen Sie einen Immobilienkredit ab?«

Da biss Felicity jedoch nicht an.

Cooper schien sich nicht groß daran zu stören. »Ich hatte Sie zwar gebeten, den Mund zu halten und zuzuhören, aber Sie scheinen mir der Typ zu sein, der so was gerne mal ignoriert.« Ihre Mundwinkel zuckten nach oben. »Sollte das der Fall sein, fragen Sie bitte niemanden, *warum* er oder sie obdachlos ist. Das kann aus den unterschiedlichsten Gründen passieren und geht Sie nichts an.«

»Das werde ich nicht.« Felicity hatte nicht vor, überhaupt etwas zu sagen. »Es interessiert mich nicht.«

Coopers Blick nahm einen harten Ausdruck an. »Ich verstehe.«



»Damit meine ich nur, dass es eine Sache in meinem Leben gibt, auf die ich mich voll und ganz konzentriere, und das ist meine Karriere. Alles andere ist irrelevant. Für mich heißt es: Die leben ihr Leben und ich meins und damit werden wir wunderbar klarkommen.«

»Das ist auf jeden Fall bequem für Sie.«

»Warum? Sie haben mir doch gerade gesagt, dass ich nicht mit den Leuten interagieren soll und wenn ich jetzt sage, dass ich das gar nicht will, werden Sie sauer?«

Cooper schüttelte sichtlich entnervt den Kopf. »Ich habe nie gesagt, dass Sie nicht mit ihnen *interagieren* sollen. Ich habe gesagt, dass Sie sie nicht verurteilen sollen. Beobachten Sie und hören Sie zu. Lächeln Sie und stellen Sie Blickkontakt her. Geben Sie ihnen das Gefühl, gesehen zu werden. Stellen Sie sich mit Namen vor.«

»Warum sollte ich?«, fragte Felicity verblüfft. »Ich habe nicht vor, neue Freundschaften zu schließen, ich will mir nur Ihre Arbeit ansehen.«

Coopers Kiefermuskeln spannten sich an. »Sie haben nicht vor, eine zwischenmenschliche Beziehung zu ihnen aufzubauen, weil Sie sie nicht als echte Menschen betrachten, oder? Wenn Sie sie ansehen, denken Sie nicht daran, dass diese Leute ein Leben mit Hoffnungen und Träumen haben, genau wie Sie selbst.«

Das entlockte Felicity ein weiteres Schnauben. »Das ist absurd. Ich sehe keinen Grund, zu *irgendwem* eine Beziehung aufzubauen, die nicht meiner Karriere dient. Wenn das einmal unabsichtlich geschieht, ist es ... na ja, unerwartet. Und selten. Aber ich betreibe das nicht aktiv.«

Das Schweigen zwischen ihnen dehnte sich aus, während Cooper das verdaute, doch dann lachte sie leise. »Sie meinen das wirklich ernst, oder?«

»Sehr.«

»Mein Gott, wie kommen Sie so distanziert von allem und jedem überhaupt durchs Leben?«

Felicity zuckte mit den Schultern. »So bin ich eben. Und ich verstehe das Problem daran nicht. Die meisten Menschen interessieren mich schlicht nicht. Wenn es nach mir ginge, würde ich nur dann mit anderen sprechen, wenn ich dazu gezwungen bin.«

Cooper runzelte die Stirn. »Sind Sie schüchtern? Oder introvertiert?«

»Nein.« Felicity schaute ihr fest in die Augen. »Nur auf mein Ziel konzentriert.

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

Seit ich zwölf bin. Kommen wir denn heute noch irgendwann los? So zauberhaft die Aussicht auf die Ode an den Betonpark auch ist.« Sie machte eine ausladende Handbewegung. »Wofür sind diese komischen Tische eigentlich gedacht?« Sie kniff die Augen ein wenig zusammen.

»An denen spielt man Domino, was in der hispanischen Gemeinde hier sehr beliebt ist. Wenn wir zurückkommen, sind die alle belegt.« Cooper zögerte einen Moment. »Sind Sie ... Empfinden Sie Mitgefühl für andere?«, fragte sie dann vorsichtig.

Felicity seufzte. »Natürlich. Ja, ich verabscheue Leid und ich weine sogar auf Beerdigungen. Aber ist es denn wirklich so unverständlich für Sie, dass man sich *kein bisschen* für die Belange anderer Leute interessiert? Dass ich alleine vollkommen zufrieden bin? Ich empfinde die Gesellschaft von Menschen nicht als bereichernd. Deswegen bevorzuge ich grundsätzlich meine eigene.«

»Jemanden wie Sie habe ich noch nie kennengelernt.« Cooper legte die Hände aufs Lenkrad. »Zumindest niemanden, der das so offen zugegeben hat.«

»Ich auch nicht«, sagte Felicity ein wenig sehnsüchtig. »Die Gesellschaft erwartet von uns, dass wir alle Menschen sind, die andere Menschen brauchen. Darüber wurden sogar Songs geschrieben. Aber ich gehöre nicht zu dieser Kategorie und habe es auch nie.« Sie musterte Cooper ein bisschen zerknirscht. »Sie kennen doch sicher diese Frage, wen man auf eine einsame Insel mitnehmen würde? Ich würde keinen mitnehmen, aber ein gutes Buch und wäre damit vollkommen zufrieden. Und ehrlich gesagt würde ich sogar eine Rettung ablehnen, wenn das Buch richtig gut ist.«

»Wissen Sie ... Das glaube ich Ihnen sogar.« Cooper lachte erneut auf.

Der Laut war ebenso anziehen wie der Rest der Frau, doch Felicity blieb fest entschlossen, sich von solch oberflächlichen Ablenkungen nicht mehr vom Kurs abbringen zu lassen. »Warum sollte ich lügen?«

Cooper schnaufte leise. »Gutes Argument. Na schön, können wir noch mal auf unsere Kunden zurückkommen? Vielleicht könnten Sie sich ja ein bisschen Mühe geben und so tun als ob? Ein paarmal lächeln? Ein Hallo?«

»Ich verstelle mich nie«, erwiderte Felicity ehrlich. »Es sei denn, es ist für meinen Job absolut unerlässlich. Das klingt für mich hier aber nicht unerlässlich.«

»Na wundervoll«, brummte Cooper und setzte rückwärts auf die Straße hinaus. »Okay, aber noch eine Sache: Seien Sie nicht beleidigt, wenn jemand nicht gut

auf Sie reagiert. Sie wissen nicht, wie die Woche der Person gelaufen ist oder wie sich jemand direkt davor ihr gegenüber verhalten hat. Wenn jemand unhöflich ist, entschuldigen Sie sich einfach, lassen Sie es gut sein und machen Sie keinen Aufstand.«

»Ich verspreche, nicht beleidigt zu sein, wenn jemand einen unglücklichen Kommentar von sich gibt.« Felicity wedelte wegwerfend mit einer Hand durch die Luft. »War es das dann jetzt?«

»Ja.« Cooper seufzte. »Irgendwas sagt mir ja, dass Sie sich für den Auftrag nicht freiwillig gemeldet haben.«

Sie trat kräftig aufs Gas und der Schub drückte Felicity ordentlich in den Sitz. Brittany gab ein aufgeregtes Bellen von sich.

»Fahren Sie immer so schnell?« Felicity schnappte erschrocken nach Luft. War das die Quittung des Universums, weil sie sich vor einer halben Stunde in Gedanken noch über Amirs Fahrstil mokiert hatte? Es musste doch irgendetwas zwischen Schneckentempo und Raketenstart geben?

»Ich füge meine Fahrkünste der Liste der Dinge hinzu, die Ihnen nicht passen. Zusammen mit der Musik, dem Geruch des Vans und unseren Kunden.« Cooper warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu. »Und wir sind zügiger unterwegs, weil ich spät dran bin. Wenn ich nicht früh genug auf der Webster Avenue bin, ist mein Kunde weg.«

»Weg?«

»Manche Polizisten sind Obdachlosen gegenüber nicht besonders freundlich eingestellt. Sie sehen sie nur als Ärgernis.«

Das brachte Felicity zum Nachdenken. »Und als was sehen Sie sie?«

»Menschen, deren Tiere Futter, Liebe und eine tierärztliche Untersuchung brauchen.« Als sie lächelte, zeigten sich wieder die Grübchen in ihren Wangen. »Ich liebe Lucille. Das ist das Tier, das ich mir heute hoffentlich anschauen kann. Ihre Besitzerin nutzt um diese Uhrzeit normalerweise die kostenlosen Duschen.« Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Mir macht eine Wucherung Sorge, die Lucille nebst einigen anderen Dingen hat. Deswegen behalte ich den Fall genauer im Auge.«

»Wucherung?«

»Wollen Sie die Einzelheiten tatsächlich wissen?« Cooper musterte sie aus dem Augenwinkel.

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

»Ich bin kein zartes Pflänzchen.« Tatsächlich wollte Felicity wirklich keine Details hören, aber ihr passte es auch nicht, wie eine Mimose behandelt zu werden.

»Ach nein?« Das hörte sich an wie eine Herausforderung. »Sagen Sie mal, Ms Simmons, was kosten denn die Klamotten, die Sie gerade anhaben?« Ein Grinsen umspielte ihre Mundwinkel.

Felicity warf ihr einen finsternen Blick zu. Das ging sie gar nichts an.

»Das dachte ich mir. Hören Sie, wenn Sie morgen wieder herkommen, investieren Sie doch in eine Jeans, ein paar stabile Stiefel und mindestens in ein dickes, langärmeliges Shirt.«

»Nein danke. Dann sehe ich aus wie eine Truckerin. Eine lesbische Butch-Truckerin«, gab Felicity giftig zurück.

Plötzlich wandelte Coopers Miene sich von amüsiert zu unterkühlt. »Und was wäre daran so schlimm?« An der nächsten Ampel schaute sie Felicity kurz in die Augen. »Ich hätte Sie eigentlich in die Kategorie Elfenbeinturm-Liberale eingeordnet. Wenn Sie jetzt mit irgendwelchem bigotten Quatsch oder Bibelversen um die Ecke kommen, schmeiß ich Sie raus, ich schwör's. Dann ist mir auch egal, wie steinreich Ihre Chefin ist.«

Felicity stutzte. »Sie würde eine potenziell große Spendensumme aufgrund vermeintlich unterschiedlicher politischer Ansichten ausschlagen?«

»Homophobie ist *keine* politische Ansicht. Sie definiert den Umgang mit Menschen.« Coopers Blick wurde noch kälter. »Und die Person, die Sie sind. Also raus damit. Es ist Ihnen vielleicht egal, dass Sie mich gerade beleidigt haben, aber ich werde Sie sicher nicht in die Nähe von schutzlosen Kunden lassen, von denen eine beträchtliche Anzahl auf der Straße lebt, weil ihre Familien nicht mit ihrer Sexualität einverstanden sind.«

*Mich beleidigt haben.* Wie in ... Cooper war lesbisch?

»Mir war nicht klar, dass Sie ...« Felicity machte eine erklärende Handbewegung. Allerdings kam sie sich jetzt ein bisschen dumm vor, weil sie die Möglichkeit noch nicht einmal in Betracht gezogen hatte.

»Tja, bin ich aber. Wenn Sie also wirklich homophob sind, kann ich direkt anhalten, damit wir getrennte Wege gehen können.«

»Natürlich bin ich nicht homophob«, empörte Felicity sich. »Mein Gott, zwei meiner drei letzten Partner waren Frauen. Also verzeihen Sie mir bitte, wenn ich nicht wie das schlechte Butch-Filmklischee herumlaufen will.«

Cooper trat auf die Bremse. Hart. »Dann sind Sie also bi, haben aber was gegen Butch-Lesben? Und das macht es besser?«

»Machen Sie sich nicht lächerlich. Ich bin bi und habe etwas gegen schlechten Modegeschmack. Ich habe schon einige Butches in grandiosen Anzügen gesehen und die waren wunderschön. Oder attraktiv. Was immer Ihnen lieber ist. Es ist die Kleidung, nicht die Menschen, gegen die ich etwas habe. Wäre es denn so schlimm, wenn man sich ein bisschen mehr Mühe gibt? Wie beschränkt kann die eigene Fantasie denn sein? Jeans, Stiefel, T-Shirts und Flanellhemden? Jeden Tag?« Sie ließ ihrem ursprünglichen Akzent freien Lauf und gab damit preis, dass sie eigentlich aus dem Mittleren Westen stammte. »Sind die auf dem Weg zu 'nem Rodeo? Oder verlegen sie ein Rohr, bevor sie in ihren Pick-up steigen?«

Cooper wurde stocksteif.

Und in diesem Moment ging Felicity auf warum. Cooper trug Jeans, Stiefel, ein T-Shirt und ein Flanellhemd. Genau der Look, über den Felicity gerade so hergezogen war. Sie schluckte. Aus irgendeinem Grund – und das war wirklich ziemlich rätselhaft – wollte sie absolut nicht, dass Sandy Cooper sauer auf sie war. Insbesondere, da Cooper trotz allem, was Felicity gerade über ihren Modegeschmack losgelassen hatte, gut aussah. *So. Gut.*

»Stößt mein Anblick Sie etwa ab, Ms Simmons?«, fragte Cooper viel zu nett.

»Nein!«, erwiderte Felicity hastig. »Ganz im Gegenteil.« Warum hatte sie das gesagt? Sie stöhnte innerlich auf. »Könnten wir einfach zu Protokoll nehmen, dass ich weder eine Konservative noch homophob bin und auch keine Butches hasse und das hier einfach hinter uns bringen?«

In Coopers Augen stand nun wieder ein amüsiertes Funkeln.

*Toll.* Felicitys kleiner Ausrutscher war also wohl nicht unbemerkt geblieben.

»Der Look gefällt Ihnen also an mir? Obwohl ich nicht ... auf dem Weg zu einem Rodeo bin? Oder ... ein Rohr verlege? Oder in meinen echt beeindruckend großen Pick-up steige?« Sie betonte jedes Wort, als wären es Titel erotischer Filme.

Musste das denn sein? Felicity knirschte mit den Zähnen und verdrängte das Bild von Cooper, die mit irgendwas rang oder in Pick-ups stieg. Tätigkeiten, bei denen ihr fantastisch gerundeter Hintern besonders zur Geltung kam. »Können wir einfach ... weiterfahren?« Das letzte Wort spuckte sie beinahe aus.

Leise lachend gehorchte Cooper und schlängelte sich erneut in einer Geschwindigkeit durch den Verkehr, die Felicity als äußerst beunruhigend empfand.

## *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

Das war jedoch nicht das Einzige, was ihr Sorge bereitete.

Felicity *stand* auf Dr. Sandy Cooper. In jeglicher Hinsicht.

*Das ist eine verdamnte Katastrophe.*



Lucille entpuppte sich als Katze. Ein altes Tier mit zerfledderten Ohren, hängenden Schnurrhaaren und großen Augen, aus denen sie mitleidheischend in die Welt blickte. Und Felicity verliebte sich auf den ersten Blick in sie.

*Verflucht.* Das war der wahre Grund, warum sie nie ein Haustier gewollt hatte. Sie war verrückt nach ihnen. In Gegenwart von Hunden und Katzen und allem anderen, was pelzig und süß war, konnte sie die Finger nicht bei sich behalten und wollte sie alle kuscheln. Das war jenseits von unangebracht – es war widerwärtig. Und sie kannte sich gut genug, um zu wissen, was danach kam. Sie entwickelte eine Bindung und das würde nicht gut ausgehen.

Es war schon schlimm genug, mit Brittany im Auto zu sitzen. Einen halben Meter von einem zauberhaften Tier entfernt, das sie einfach nur streicheln und dem sie in die braunen Schlappohren flüstern wollte, wie wunderschön es war ... Na ja, solange das Sabbern sich in Grenzen hielt.

Cooper hatte Brittany im Van gelassen, damit sie diesen bewachte, und Felicity konnte durch den offenen Fensterspalt die braune Nase erkennen, die eifrig die Welt um sie herum erschnüffelte.

Tiere waren Felicitys Achillesferse. Sie besaßen so viel Macht und riefen so viel Schwäche in ihr hervor. Sie waren einnehmend, brachten einen dazu, sich in sie zu verlieben, und sie konnten einem das Herz so sehr brechen. Das würde Felicity sich nicht antun. Nie wieder. Nein, sie war eine ehrgeizige und professionelle Frau, die keine Zeit für ... Flauschbälle hatte. Doch das bedeutete nicht, dass sie nicht das Bedürfnis hatte, das bemitleidenswerteste Kätzchen auf den Arm zu nehmen, das sie je gesehen hatte.

Sie zwang sich, vermeintlich uninteressiert zuzuschauen, wie Cooper das Tier untersuchte, das sich auf ihrem Schoß zusammengerollt hatte, während sie sich mit Lucilles Besitzerin unterhielt. Norma, wie der Name ganz oben auf Coopers Notizen sie auswies, war eine Frau Mitte sechzig mit müden Augen, fehlenden Zähnen und grauen, dünnen Locken, die ihr wild vom Kopf abstanden. Sie schien ebenso viele Narben zu haben wie ihre Katze.

Felicity Herz schmolz erneut dahin, als das Tier sich streckte und sich auf den Rücken drehte, damit Cooper ihr den Bauch kraulen konnte. *Verdammt*. Vielleicht sollte sie sich auf ihre Hände setzen? Oder sich auf die hässlichen Aspekte konzentrieren? Felicity biss sich auf die Lippe.

»Ich mache mir Sorgen um Lucille«, sagte Cooper gerade zu Norma. »Gastroenteritis kommt nicht nur beim Menschen vor. Bei Tieren ist sie wirklich schmerzhaft. Und sie kann lebensgefährlich werden, wenn sie dehydrieren.«

»Ich geb ihr viel zu trinken«, gab Norma bissig zurück. »Wollen Sie damit sagen, dass ich sie vernachlässige?«

»Ganz und gar nicht. Aber selbst mit den besten Absichten ist es für Tiere auf der Straße schwerer, eine gute Nährstoffversorgung zu bekommen.«

Norma warf ihr einen bitterbösen Blick zu. »Wir essen nicht nur aus Mülltonnen.«

»Ich weiß.« Cooper erwiderte ihren Blick besorgt. »Ich wünschte, Sie würden mich Lucille richtig untersuchen lassen. Das Erbrechen könnte ein Anzeichen für etwas Schlimmeres sein.«

»Damit die sie mir wegnehmen können? Und sagen, dass ich 'ne schlechte Besitzerin bin? Ihnen vertraue ich vielleicht, aber denen nicht. Ich hab Geschichten gehört.«

»Wir betreiben eine kleine Klinik bei Living Ruff, mehr brauche ich erst mal nicht, um sie gründlich durchzuchecken«, sagte Cooper geduldig. »Für den Moment muss niemand anderes ins Boot geholt werden.« Sie tastete vorsichtig über den Bauch der Katze.

Lucille drückte schnell eine Pfote gegen ihre Hand und fuhr die Krallen zwar nicht aus, aber die Botschaft war deutlich.

Sofort nahm Cooper die Hand weg. »Lucille ist wundervoll. Ich möchte gerne, dass sie so lange wie möglich unter uns weilt.«

»Ich kümmerge mich um mein Mädchen. Nicht wie ein paar von den Arschlöchern, die's hier auch gibt. Die sie züchten und für Geld gegeneinander kämpfen lassen. Das würde ich nie machen.«

»Ich weiß. Ich sehe doch, wie sehr Sie sie lieben.« Cooper lächelte freundlich. »Sie wissen ja, wie Sie uns erreichen, wenn Sie sich doch für eine Komplettuntersuchung entscheiden.«

»Ich hab Ihre Nummer.« Norma deutete zu einem iPhone, das in dem wilden

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

Sammelsurium ihrer Habseligkeiten lag und schon deutlich bessere Tage gesehen hatte.

»Gut. Heute hätte ich Futter für sie dabei, wenn Sie was für den Vorrat gebrauchen können?«

»Wie schon gesagt – wir kommen durch.« Norma reckte das Kinn, doch auch ihr Stolz konnte nicht verhindern, dass ihr Blick zu der Tüte mit dem Katzenfutter neben Cooper huschte. »Ich halt uns mit Singen gut über Wasser. Der Trick is', dass man einen guten Platz braucht, wo viele Leute sind. Soul mag immer wer.«

»Dem kann ich nicht widersprechen.« Cooper tätschelte die Tüte. »Wie wäre es, wenn ich Ihnen was davon dalasse. Lucille braucht das Beste, was sie gerade kriegen kann. Ich habe auch eine Elektrolytlösung reingelegt, damit sie mehr Flüssigkeit und ein paar Nährstoffe bekommt. Mit Hühnchengeschmack, damit sie es freiwillig trinkt.«

»Na schön. Danke.«

Cooper stellte die randvolle Tüte neben ihr ab. »Haben Sie es beide warm genug?«

»Ja«, sagte Norma. Dieses Mal klang sie überzeugend.

»Gut.« Cooper reichte der Frau vorsichtig ihre Katze zurück und kraulte sie noch einmal lächelnd hinterm Ohr. »Du bist so süß. Lucille. Nicht wahr, Felicity?« Sie wandte sich zu ihr um.

Felicity erstarrte, weil sie nicht erwartet hatte, in dieses Gespräch einbezogen zu werden. Darüber hatten sie doch vorhin gesprochen! »Äh ...« Ihr Blick huschte zurück zu der Katze und ihren riesigen, wunderschönen Augen. »Es ist eine Katze. Ich bin mir sicher, dass allen Besitzern ihre Tiere gleich wichtig sind.« *Was ist das denn für eine Antwort?* Felicitys Wangen wurden warm und sie sprang eilig auf. »Ich, hm, warte am Van.«

Sie spürte Normas Feindseligkeit, als sie sich davonmachte, und hörte entfernt Coopers Entschuldigung für ihren dummen Kommentar. *Warum versaue ich das so? Wie schwer war das denn?* »Ihre Katze ist niedlich, Ma'am.« *Wie dumm konnte man sein?* Sie hatte schon Multi-Millionen-Dollar-Deals für Bartell Corp ausgehandelt, die weniger nervenaufreibend gewesen waren. An den Van gelehnt wartete sie auf Coopers Rückkehr.

Kurz darauf gab der Van ein Piepen von sich und die Hecktüren öffneten sich, bevor Cooper ihre Ausrüstung verstaute. Sie zog sich die Einweghandschuhe mit



einem klatschenden Geräusch aus und säuberte ihre Hände mit Desinfektionsgel.

Felicity stieg auf den Beifahrersitz. Einen Augenblick später wurden die hinteren Türen so schwungvoll zugeschlagen, dass das ganze Fahrzeug unter der Wucht vibrierte, bevor sich die Fahrertür schließlich öffnete.

»Was zum Geier sollte das?«, fragte Cooper, während sie einstieg und sich schwer auf den Fahrersitz fallen ließ.

»Was war was?« Man hörte Felicity die Anspannung vermutlich an.

»Oft brauchen diese Leute einfach nur ein bisschen Trost. Ein paar freundliche Worte. Ich habe nicht von Ihnen verlangt, dass Sie die Katze heiraten. Sie sollten nur sagen, dass sie nett ist, damit die Kundin sich besser fühlt. Und was machen Sie? *Es ist nur eine Katze*«, äffte sie Felicity nach. *»Alle Katzen sind gleich wichtig.«*

*Ich weiß! Verdammst, das weiß ich doch.* Felicity atmete tief ein. »Ich war überrumpelt«, erwiderte sie stattdessen.

»Felicity«, meinte Cooper hörbar entnervt. »Ich habe nicht von Ihnen verlangt, dass Sie lügen oder irgendwas vortäuschen. Das war wirklich nicht schwierig. Die Katze war echt süß und Sie hätten einfach nur zustimmen und ein paar nette Worte an eine Frau richten können, die so gut wie gar nichts Positives in ihrem Leben hat. Diese Katze ist ihr Leben und Sie haben sie abgetan, als wäre sie ein ... *Ding*.«

»Das wollte ich nicht!« Felicity wurde lauter. »Ich habe die Frage nicht erwartet. Ich dachte, wir hätten uns darauf geeinigt, dass ich lieber nichts sage.«

»Wir haben uns darauf geeinigt, dass Sie die Kunden nicht verurteilen, beleidigt reagieren, wenn sie wütend werden oder ihnen neugierige Fragen stellen. Mir war nicht klar, dass Sie nicht nur Menschen ignorieren, sondern auch ihre *Tiere*. Felicity, das ist nicht verhandelbar: Wenn Sie mit mir unterwegs sind, erwarte ich von Ihnen, dass Sie nett zu den Haustieren dieser Leute sind, auch wenn Sie sie hässlich finden. Verstanden?«

Felicity nickte angespannt.

»Verdammt.« Cooper schüttelte den Kopf und ließ den Motor an. »Ich verstehe Leute einfach nicht, die Tiere hassen.«

»Ich hasse sie nicht«, flüsterte Felicity. Ein Erinnerungsfetzen huschte ihr durch den Kopf, eine rot getigerte Katze, die den Kopf unter ihr Kinn schmiegte und verlangte, gestreichelt zu werden. Sie schob ihn rasch beiseite.

Einen Moment später legte Brittany wieder die Schnauze auf Felicitys Schuler, als würde sie ihren Schmerz spüren. Doch Felicity schob sie weg.

## *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

»Was Sie nicht sagen.«

Cooper trat aufs Gaspedal, was Felicity wieder einmal das Gefühl eines Raketenstarts vermittelte.

Sie sparte sich den Protest, weil sie zu beschäftigt damit war, ihr Frühstück bei sich zu behalten.



Felicity kam ihrer Meinung nach recht gut mit den Krankheiten und dem Verfall klar, dessen Zeuge sie wurde – dank Dr. Sandy Coopers weitläufiger Morgenrunde. Das frühe Mittagessen bestand aus einem dick mit Fleisch belegten Baguette, während Felicity sich für ein einfaches Sandwich entschied. Sie aßen an einem Tisch im Freien, der so klein war, dass ihre Knie ständig gegeneinanderstießen. Was natürlich Coopers Schuld war – sie hatte zu lange Beine.

Felicity lenkte sich von diesem Gedanken ab, indem sie Brittany jedes Mal ein Stückchen von ihrem Essen zusteckte, wenn Cooper nicht hinschaute. Sie konnte den riesigen, braunen Augen einfach nicht widerstehen, die zu ihr aufschauten, als wäre sie das wundervollste Wesen im Universum. Hunde waren so hinterhältig. Sie wussten die Eitelkeit von Menschen auszunutzen.

Aber natürlich entsorgte sie so nur das, was sie ohnehin nicht haben wollte, mehr nicht. Sie war nie ein großer Esser gewesen und die Portionen dieses Ladens waren riesig. Das führte quasi automatisch dazu, dass Gäste ihre hungrigen Hunde unter dem Tisch fütterten. Oder die von anderen Leuten. Egal.

Cooper sprach viel über ihre Arbeit und Felicity hörte meistens sogar zu. Nicht auf den Inhalt ihrer Worte – die verschiedenartigen Krankheiten der tierischen Patienten reichten von langweilig bis eklig –, aber ihrer tiefen Stimme. Cooper klang begeistert, als sie von ihren Fällen erzählte.

»Sie hören mir gar nicht zu, oder?«, fragte Cooper und knüllte ihre Papierserviette zusammen. »Bin ich so langweilig?«

»Was? Nein«, erwiderte Felicity überrascht.

»Was habe ich gerade gesagt?«

Erwischt. Felicity schenkte ihr ein zerknirschtes Lächeln. »Sie freuen sich, dass der Hund vollständig genesen wird.« Das war ein Schuss ins Blaue.

»Hmhm. Dafür bekommen Sie für unseren nächsten Fall keine Vorwarnung.«

»Oh nein«, gab Felicity eine Spur sarkastisch zurück. »Wie soll ich das nur

überleben?«

»Dieses Mal werden Sie sich wünschen, dass ich Sie gewarnt hätte, damit Sie bei Brittany im Van bleiben können. Aber nein, das dürfen Sie jetzt aus erster Hand erleben.«

Das klang irgendwie ominös. Aber wie schlimm konnte es schon werden? »Ich denke, das werde ich schaffen.«

»Hmm. Schauen wir mal, was die Zukunft bringt.«



Die Zukunft brachte ihnen einen abgrundtief widerwärtigen Gestank. Die Rottweilderlady Daisy hatte ein ... Problem ... mit ihrem Hinterteil. Ein so ekelerregendes, dass Cooper sich zwei Paar Handschuhe anzog, bevor sie dem Hund an die Kehrseite griff und ...

Felicity riss die Augen auf. Nein, sie würde doch sicher nicht ...

Cooper fing ihren entsetzten Blick auf und grinste. »Sie wollen doch sicher *ganz genau* wissen, was ich hier mache«, meinte sie zu dem Besitzer des Hundes, einem kleinen Mann mit dunklen Augen namens Carl, der älter und müder aussah, als es ein Mensch tun sollte.

»Ist ja nicht das erste Mal«, sagte er.

»Nein, aber Ms Simmons will unbedingt alles über meine Arbeit erfahren.« Ihre Finger näherten sich der Gefahrenzone.

Felicity und Carl verzogen beide das Gesicht.

»Verstopfte Analdrüsen sind normalerweise nicht lebensgefährlich, können aber sehr schmerzhaft und schwer zu behandeln sein, wenn man das Problem nicht frühzeitig behebt«, fuhr Cooper beiläufig fort. »Bei den Analdrüsen handelt sich um zwei kleine Duftdrüsen dicht unter der Haut des Afters.«

Musste sie so oft *anal* sagen? In Coopers Augen tanzte ein mutwilliger Ausdruck, der Felicity die Augen zu Schlitzen verengen ließ. *Oh ...* Sie machte das mit Absicht.

»Die Drüsen geben ein für uns übel riechendes Sekret ab, wenn die Tiere Kot absetzen. Manchmal funktioniert dieser Vorgang jedoch nicht richtig und das Sekret wird nicht entleert. Wenn das nicht behandelt wird und sich anstaut, können die Drüsen anschwellen und sich entzünden, was sehr schmerzhaft ist. Ich überprüfe heute, ob sie voll sind oder nicht. Daisy hatte das Problem in der Vergangenheit

## *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

schon häufiger.«

Der Gestank war abstoßend. Felicity wünschte sich in den Van zurück, doch sie würde Cooper dieses Spiel auf keinen Fall gewinnen lassen.

»Wenn sie voll sind, drückt man sie aus, was das stinkende Sekret entleert und dem Tier sofortige Linderung verschafft.« Sie schaute auf ihre Hände hinunter und der Gestank wurde schlimmer ... nebst anderen Dingen. »Genau so.«

*Oh Gott.* Felicity unterdrückte ein Würgen.

»Wenn sie richtig voll sind, empfehle ich oft, die Untersuchung nach etwa einem Monat zu wiederholen, damit wir auch den Rest entsorgen können.« Sie schwieg einen Moment. »Geht's Ihnen gut, Ms Simmons? Sie sehen ein bisschen grün um die Nase aus.«

»Und wie«, stimmte Carl ihr zu. »Als würde sie jeden Moment kotzen.«

»Das werde ich nicht!«, protestierte Felicity, wich aber gleichzeitig zurück, um nicht in Windrichtung gewisser Düfte zu stehen.

»Schon okay, Süße!«, rief der Mann und lachte krächzend. »Ich hätt' mir auch fast die Seele aus dem Leib gekotzt, als Cooper es das erste Mal bei Daisy gemacht hat. Ist der Geruch, denk ich. Wie faule Eier, oder?«

»Das kommt ran, ja«, sagte Cooper und beendete die Prozedur. Sie zog sich die Handschuhe aus und steckte sie in die Mülltüte, die sie immer dabei hatte, bevor sie sich ein frisches Paar überzog. »Neulinge brauchen einen starken Magen.« Sie warf Felicity grinsend einen Seitenblick zu. »Wie geht's denn Ihrem?«

»Sie haben gerade viel zu viel Spaß«, grummelte Felicity. »Und nur fürs Protokoll: Das war das Ekligste, das ich je gesehen habe. Ich überlasse Ihnen den Rest allein.« Sie schaute zu dem Hundebesitzer und suchte nach etwas Positivem, das sie zu ihm sagen konnte. »Sie haben ein ... schönes Tier«, platzte sie schließlich heraus.

Nur klang es leider steif und seltsam, fast schon spöttisch und während der Mann sie misstrauisch beäugte, schaute Cooper eher überrascht drein.

»Schönen Dank auch«, gab Carl abfällig zurück und zog die buschigen Augenbrauen zusammen.

Felicity gab auf und schnappte sich die Autoschlüssel, die Cooper vorhin auf ihr Klemmbrett geworfen und dort liegen gelassen hatte.

Brittany begrüßte sie mit einem begeisterten Bellen und drehte sich ein paarmal um sich selbst, bevor sie den Kopf wieder auf Felicitys Schulter ablegte.

»Dir ist schon klar, dass ich gerade mal zehn Minuten weg war, oder?«

Als Cooper wieder zu ihr stieß, wirkte sie ein wenig amüsiert. »Na ja, Sie haben es versucht.«

Mit brennenden Wangen starrte Felicity aus dem Fenster. »Ich habe es ernst gemeint. Daisy ist ein schönes Tier.«

»Sind Sie sich sicher, dass Sie im oberen Management eines internationalen Unternehmens arbeiten? Wieso fällt es Ihnen so schwer, höflich zu Fremden zu sein?«

Das wüsste sie auch gerne. Felicity konnte stundenlang mit Konzerndrohnen in grauen Anzügen im Kreis diskutieren. Menschen, die sich ihr überlegen fühlten, bis sie ihnen das Gegenteil bewies. Aber dieser Teil ihres Lebens war leidenschafts- und emotionslos. Tatsächlich lief das alles von ihrer Seite aus völlig ohne Emotion ab, vom Triumph vielleicht einmal abgesehen, wenn sie gewann. Bei alledem ging es immer nur ums Geschäft. Und das war ein sicherer Teil ihres Lebens.

Aber hier und jetzt ging es nicht darum, Deals abzuschließen und jedes Mal, wenn sie sich umdrehte, wurde sie von starken Gefühlen überrollt. Traurigkeit, Mitleid, Wut, Bedauern und Verlust. Es war grauenvoll. Und sie hatte gerade mal einen halben Tag hinter sich.

Als Felicity nichts dazu sagte, fuhr Cooper fort: »Sie scheinen nicht in der Lage zu sein, ein bisschen Small Talk zu betreiben. Ich dachte, dass Schleimen bei Jobs wie Ihrem an der Tagesordnung ist.«

Seufzend verschränkte Felicity die Arme vor der Brust. »Small Talk ist aufgesetzt. Nicht ehrlich. Ich habe kein Bedürfnis, dem nachzugehen.« Um genau zu sein, war Felicity exzellent darin, Leute wieder auf Kurs zu bringen, die sie mit irrelevantem Gerede belästigten.

»Dann sind Sie aus der Übung?«

»Ich glaube nicht, dass ich das jemals wirklich beherrscht habe.« Schon komisch, dass sie sich irgendwie immer gefragt hatte, ob das vielleicht schlecht war.

»Sie sind wirklich anders als alle anderen, die ich kenne.« Coopers Blick war so direkt und es lag so viel Neugierde in ihm. »Aber Brittany scheint Sie zu mögen und sie kann Menschen hervorragend einschätzen.«

Brittany hob bei der Erwähnung ihres Namens den Kopf von Felicitys Schulter und wandte sich mit zuckenden Ohren Cooper zu.

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

»Verdammt, ich habe meine Notizen liegen lassen.« Cooper stieg noch einmal aus dem Auto. »Versuchen Sie, nicht zu entsetzt auszusehen, wenn mein Hund sie ableckt oder so.«

»Das kann ich nicht versprechen«, schoss Felicity zurück.

Als hätte sie entschieden, dass nun genug geredet und zu wenig gestreichelt worden war, quetschte Brittany sich plötzlich zwischen den Vordersitzen durch und rollte sich auf Felicitys Schoß zusammen.

»Entschuldige mal.« Felicity beäugte das Manöver. »Das habe ich dir aber nicht erlaubt.« Sie behielt die Hände ein gutes Stück über dem warmen Fellknäuel auf ihrem Schoß. »Was kommt als Nächstes? Erwartest du, dass ich dir den Bauch kraule? Keine Chance. Hast du verstanden? Niemals.«

Brittany gab ein entzückendes, glückliches Schnaufen von sich und schloss die Augen.

Felicity hielt die Hände immer noch in der Luft, als wollte sie Klavierspielen, als Cooper zurückkam.

Die Tierärztin schaut zu ihr, auf den Hund und dann wieder zu Felicity. »Selbst schuld, Sie mussten sie ja unbedingt füttern. Das müssen Sie jetzt aushalten. Brit liebt jeden, der ihr ein Stück Schinken zusteckt.«

Das hatte sie bemerkt? »Ich wollte ihn ja nicht mehr essen«, murmelte Felicity. »Ihn wegzuwerfen wäre Verschwendung gewesen. Jetzt habe ich einen Hundeparasiten am Hals.«

»Scheint so.« Coopers Blick wurde abschätzend. »Ihnen ist schon klar, dass Sie nicht auf ihrem Schoß liegen muss, wenn Sie das nicht wollen. Schieben Sie sie einfach runter, dann geht sie wieder auf ihren Platz.«

»Okay.« Felicity befolgte die Anweisungen und erstaunlicherweise arbeitete Brittany sich tatsächlich wieder nach hinten. Und legte Felicity wieder den Kopf auf die Schulter.

Sie seufzte in sich hinein. »Muss das sein?«, raunte sie dem Hund zu.

»Offensichtlich sind Sie nun die Auserwählte.«

»Was ein Glück«, murmelte Felicity mehr zu sich selbst.

Cooper warf ihr noch einen abschätzenden Blick zu. Doch dann sagte sie nur: »Na gut, fahren wir.« Plötzlich lachte sie jedoch, als sie den Motor anließ. »Mein Gott, Sie hätten Ihr Gesicht sehen sollen, als Sie gemerkt haben, wohin meine Hand sich bewegt. Unbezahlbar.«

»Ja, tja, aus irgendeinem Grund lässt es mich nicht unbeeindruckt, wenn jemand einem Hund die Hand in den Hintern schiebt.«

»Nachvollziehbar. Wenn es Sie tröstet: Das ist der zweitunbeliebteste Job eines Tierarztes.«

Felicity stutzte. »Wenn das das Zweitschlimmste ist, was ist dann das Schlimmste?«

»Fragen Sie nicht, Felicity.« Coopers Gesichtsausdruck verfinsterte sich. Und dann trat sie aufs Gas.



Der Rest ihrer gemeinsamen Zeit verging wie im Flug, während Felicity sich im Hintergrund hielt und Cooper dabei beobachtete, wie diese mit den Obdachlosen und ihren Tieren umging. Sie war selbstsicher, ruhig, spendete Trost, selbst wenn sie von Kunden beschimpft wurde, die selbst in keinem besonders guten Zustand waren – was mindestens einmal vorkam.

Felicitys Respekt für sie wuchs zunehmend und ihre Gedanken kreisten immer wieder um das, was Cooper vorhin nicht laut ausgesprochen hatte. Manchmal musste sie Tiere einschläfern und das war furchtbar. *Das* musste das Schlimmste für Tierärzte sein.

Felicity bezweifelte stark, dass sie das jemals fertigbringen könnte. Sie verstand die Notwendigkeit, war aber selbst zu schwach für so etwas. Wie gut, dass sie kein Haustier hielt. Sie könnte nicht stark sein, wenn es sie am meisten brauchte. Aber warum musste die Versuchung so groß sein? Wahrscheinlich würde sie noch eine Woche durchhalten, vielleicht auch zwei, bevor sie Loki, der niedrigsten Baumschänderin der Welt, verfiel.

Sie verdrängte diesen schrecklichen Gedanken schnell und brachte dann etwas zur Sprache, das sie schon die ganze Zeit über beschäftigte. »Kann ich Sie was fragen? Zu Norma, der ersten Kundin heute Morgen. Sie ist obdachlos, besitzt aber ein iPhone. Wie kann es sein, dass sie betteln geht, wenn sie ein teures Smartphone besitzt? Haut sie Leute übers Ohr?«

Cooper seufzte. »Ich hasse diese Frage. Kann ich Sie mal was fragen? Wenn ihr jemand das Handy geschenkt hat, dem sie wichtig ist und der sich Sorgen um sie machte, damit sie in Kontakt bleiben können, wäre das okay für Sie?«

»Ich ...« Felicity runzelte die Stirn. »Ja?«

### ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

»Wenn sie es von ihrem letzten Arbeitgeber bekommen hätte, dann entlassen worden wäre und man ihr erlaubt hätte, es zu behalten, wäre *das* okay für Sie?«

»Ja, natürlich.«

»Warum gehen Sie dann nicht einfach davon aus, dass eins davon zutrifft und belassen es dabei?«

»Stimmt das denn?«

»Warum spielt das für Sie eine Rolle?«

Das tat es einfach, aber warum, konnte Felicity auch nicht beantworten.

»Vielleicht beißen Sie sich daran fest, weil Sie der Meinung sind, dass Obdachlose keine schicken Sachen besitzen dürfen oder dass es ein Beweis dafür ist, dass sie Leute abziehen. Wenn Norma so pleite ist, sollte sie das Handy für Essen oder eine Unterkunft verkaufen, oder? Warum wird ein Smartphone als lebensnotwendig für alle angesehen – außer für Obdachlose? Ein Handy bietet ihr die Möglichkeit, mit ihrer Familie zu sprechen und dient damit ihrer psychischen Gesundheit und ihrem allgemeinen Wohlbefinden. Und es kann ihr helfen, einen Job zu finden. Es ist ihr wertvollster Besitz und doch sind so viele Leute der Meinung, dass sie es nicht verdient. Noch schlimmer, manche Leute sind der Meinung, dass Menschen in Armut dafür bestraft werden sollten, in dieser Situation zu sein. Nichts von Wert besitzen zu dürfen, ist Teil dieser Weltanschauung.«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich will nicht, dass jemand dafür bestraft wird, in einer schlimmen Lage zu stecken.«

»Aber sie verdienen kein Handy wie alle anderen? Kennen Sie das schmutzigste Geheimnis unserer Gesellschaft? Wie nahe wir alle dran sind, wie Norma und Carl zu werden.«

»Ich würde nie zulassen, in so eine Situation zu geraten.« Niemals. Allein die Vorstellung drehte ihr den Magen um.

»Glauben Sie ernsthaft, dass Norma und Carl nicht auch mal so gedacht haben? Die meisten Obdachlosen sind obdachlos, weil sie im Lauf ihres Lebens ein Trauma erlitten haben.« Ein trauriger Ausdruck huschte über Coopers Gesicht. »Das kann alles sein, von Arbeitslosigkeit über psychische oder physische Gesundheitsprobleme, Sucht, Behinderung, der Verlust des Zuhauses bis hin zu denen, die Opfer von Gewalt werden oder deren Familien auseinanderbrechen.« Sie zählte das so schnell auf, als hätte sie die Liste schon viel zu oft gegenüber viel zu vielen ignoranten Menschen vorgebracht. »Kann man verhindern, einem Trauma



ausgesetzt zu werden? Sind Sie wirklich *so* beeindruckend?«

»Sie finden mich beeindruckend?«, fragte Felicity überrascht.

Cooper verdrehte die Augen. »Bleiben wir doch beim Thema.«

Felicity biss sich auf die Lippe. Oh, sie verstand den Kern des Themas durchaus. Sie hielt ihn nur nicht für relevant. Wenn sie in dieser Situation wäre, würde sie einen Weg hinausfinden. *So würde ich nie enden.*

Außerdem irrte Cooper sich. Die Menschen, die sie heute gesehen hatte, waren kein bisschen wie sie. Sie waren überwiegend älter, ein paar Teenager waren auch dabei, sie gehörten oft Minderheiten an. Unter ihnen waren viele Veteranen, viele mit Behinderungen und praktisch niemand von ihnen glich ihr in irgendeiner Form, Art oder Weise.

Diese Erkenntnis erleichterte sie ungemein.

»Letzter Halt für heute«, verkündete Cooper und riss sie damit aus ihren Gedanken. »Eine kleine Vorwarnung: Kristie ist ein bisschen ... abweisend. Versuchen Sie, nicht zurückzubeißen, ja?«

Felicity nickte und stieg aus. Mit abweisend konnte sie umgehen. Schließlich war das ein Charakterzug, der ihr durchaus vertraut war.

»Die meisten der Obdachlosen hier waren früher am Fordham Plaza«, erklärte Cooper auf dem Weg durch einen Park. »Die Metro-North-Station Fordham gegenüber dem Plaza war ein guter Ort, um der Kälte zu entgehen und die Toiletten zu benutzen. Aber die ansässigen Geschäfte haben sich über die hohe Zahl der Obdachlosen beschwert, die darin geschlafen haben. Also wurden die Toiletten dichtgemacht.«

»Irgendwie kann ich schon verstehen, dass sie nicht wollten, dass eine U-Bahn-Station nachts voller Obdachloser ist«, sagte Felicity. »Wie sollen Pendler sie denn für ihren eigentlichen Zweck nutzen?«

»Aber das ist ja das Ding: Die Toiletten sind rund um die Uhr für alle gesperrt. Sie sind leer, abgeschlossen und dienen nun niemandem mehr. Das ist einer der Fälle, wo man die Obdachlosen einfach weghaben will, auch wenn sie niemanden belästigen und niemanden stören. Das passiert oft. Schauen Sie sich mal Parkbänke genauer an. Gibt es Trenner in der Mitte, damit niemand sich bequem drauflegen kann? Merkwürdige, kleine Bodenwellen in Straßenunterführungen? Das sind alles Maßnahmen gegen Obdachlose. Aber das ist einfach nur grausam, sonst nichts. Aber so oder so ...« Cooper holte tief Luft. »Hier im Nordwesten der Bronx

## *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

kommen im Moment viele Obdachlose zusammen. Etliche von denen gehen nicht mal in die Nähe einer Notunterkunft, weil sie Angst haben oder nicht wollen, dass man ihnen etwas stiehlt. Also haben sie sich zu einer kleinen Gemeinschaft zusammengeschlossen. Ja, es gibt manchmal Streit, oft auch wegen nichts, aber sie passen auch aufeinander auf. Wenn jemand Hilfe braucht, sind sie füreinander da.«

Sie erreichten eine Lichtung voller kleiner Zelte und Planen, die zwischen Bäumen gespannt worden waren. Vor einem kleinen Campingkocher kauerte ein Mann und kochte etwas, was den Geruch nach Essen erklärte, der in der Luft hing. Rühreier. Vielleicht.

Überall lag Müll herum, doch Felicity erkannte schnell, dass es sich dabei hauptsächlich um recycelbare Materialien handelte, was die gängige Währung der Obdachlosen zu sein schien. Am anderen Ende des Lagers war eine neu aussehende Planenkonstruktion offenbar sehr sorgfältig errichtet worden. Die Vorderseite war offen, wie bei einem Tipi, konnte jedoch nachts leicht geschlossen werden. Auf der einen Seite lag ein abgewetzter, offener Koffer und um ihn ein paar Kleidungsstücke verteilt. Ein schwarz-rotes T-Shirt, eine zerrissene, schwarze Jeans. In einem alten Eisbehälter lagen ein Messer, eine Gabel und ein Löffel. Daneben stand eine Emailletasse und auf dem Deckel des Behälters lag eine Scheibe Brot. Über allem hing die Wäsche der Eigentümerin aufgereiht wie eine Weihnachtslichterkette: vier Paar löchrige Socken, ein alter BH und eine Reihe von Slips.

Vor der Behausung lag ein großer, grau-weißer Hund, der den Menschen im Inneren mehr oder weniger bewachte. Das Tier sah aus wie eine Bulldogge oder ein Bullmastiff oder irgendwas anderes mit *Bull* im Namen.

Eine Frau saß mit einem Stift in der Hand im Schneidersitz auf einer Matte über eine zerrupfte, schlammbespritzte Zeitung gebeugt und löste ein Kreuzworträtsel. Sie war eine Weiße, schlank, Mitte dreißig und besaß scharf geschnittene Gesichtszüge.

Das war also Kristie.

Sie schaute auf, musterte Felicity von oben bis unten und schnaubte spöttisch. »Sie sind neu. Merkt man.«

»Ich bin gar nichts. Ich arbeite nicht mit Dr. Cooper.«

Kristie widmete sich wieder ihrer Zeitung. »Gutes Timing. Ein Wort mit sechs Buchstaben für übertrieben genau und nervig?«

»Felicity Simmons, das ist Kristie.«

Kristie schaute erneut auf. »Ich dachte an *Pedant*.«

»Wie bitte?«, entfuhr es Felicity.

»Ich meinte das Kreuzworträtsel. Aber wenn der Manolo Blahnik passt ...« Sie grinste.

Felicity blinzelte perplex. Wie zum Teufel hatte so eine Pennerin vollkommen korrekt die Marke ihrer Schuhe erkannt?

Cooper starrte mit offenem Mund auf ihre Füße. »Oh Mann, sagen Sie mir bitte, dass das keine Designerschuhe sind.«

»Und wie sie das sind«, erwidert Kristie bereitwillig. »Das sind die Listony-Pumps aus Wildleder in Marineblau. Dreißig Millimeter Absatz, wird für siebenhundert verkauft. Ich hatte auch mal ein Paar von denen. Ist aber schon mutig, die hier draußen im Matsch zu tragen, aber wahrscheinlich hat Felicity sich nicht besonders gut auf ihren Tag im Getto vorbereitet.« Sie tätschelte den Hund spielerisch und wandte sich dann an Cooper. »Sie sind wegen Ruby hier? Die furzt in letzter Zeit ziemlich viel.«

Cooper machte sich an die Arbeit, während Felicity die Szene verwirrt beobachtete. Jedes Wort aus Kristies Mund klang beißend scharf, was den Charakter der Frau Felicitys Meinung nach ebenfalls hervorragend beschrieb.

*Beißend scharf?* Die Frau war praktisch eine wandelnde Chili.

Offenbar hatte Kristie auch keine Probleme damit, ihre Geschichte mit anderen zu teilen – unaufgefordert. Sie hatte in Manhattan ein eigenes Unternehmen geführt, bevor sie einen schlimmen Autounfall erlitt. Durch die folgende Arbeitsunfähigkeit verlor sie ihre Firma. Durch den Jobverlust konnte sie ihre Versicherung nicht mehr bezahlen, was Kristie schließlich ihr Zuhause kostete und sie in die Abwärtsspirale einer Depression schickte und zu einer Schmerzmittelabhängigkeit führte. Die wenigen Freunde, die ihr noch geblieben waren, vertrieb sie mit ihrem Arschlochverhalten.

Egal, wie sehr Felicity es auch versuchte, nichts an Kristies Absturz war auf schlechte Entscheidungen zurückzuführen, sondern nur auf Pech. Etwas, das jedem passieren konnte. Okay, vielleicht nicht die Suchterkrankung, aber zu diesem Zeitpunkt war Kristie bereits obdachlos gewesen. Also einfach nur Pech. Darauf lief es hinaus. Eine Katastrophe folgte auf die vorherige. Noch nie hatte Felicity etwas dermaßen aus der Bahn geworfen.

Der abschätzende, kalkulierende Blick der Frau ruhte die ganze Zeit über auf

## ***Nichts als die unbequeme Wahrheit***

ihr. Auch das machte ihr zu schaffen.

»Schöner Hund«, brachte Felicity mit Mühe heraus und deutete auf das Riesenvieh, das mit dem Kopf auf Kristies Oberschenkel döste.

»Sie sorgt dafür, dass ich nicht ausgeraubt, zusammengeschlagen oder vergewaltigt werde, von daher ...« Kristies Blick blieb vernichtend. »Hätte sie letztes Jahr beinahe verloren, als eine Sozialarbeiterin der Meinung war, dass Ruby ohne mich besser dran wäre. Ich habe der Schlampe gesagt, dass ich mich umbringe, wenn sie sie mir wegnimmt.« Vollkommen gelassener Blick. Stechend wie ein Messer. »War mein Ernst. Ich musste drohen, damit an die Presse zu gehen. Da hat die Schlampe aufgegeben. Hat Vorteile, wenn man mal eine PR-Expertin war – den richtigen Ton habe ich noch drauf.«

Felicity konnte es nicht fassen. Sie wusste nicht, was sie dazu sagen sollte.

»Gute Nachrichten: Ruby ist vollkommen gesund und munter«, brach Cooper das Schweigen und schaute auf. »Und ich für meinen Teil bin sehr froh, dass du noch da bist, Kristie. Außerdem bin ich mir sicher, dass Ruby ihr bequemes, warmes, menschliches Kissen sehr zu schätzen weiß.«

»Danke, Doc«, sagte Kristie und schenkte ihr eins ihrer seltenen Lächeln. »Ihr seid gute Leute. Dieser Tag der offenen Tür unter dem Motto *Pets in the Park* am Mittwoch findet noch statt?«

»Ja.«

»Ich werde da sein. Wird Zeit, dass Ruby das Wellnesserlebnis ihrer Träume bekommt.«

Cooper lächelte. »Das wird ihr bestimmt gefallen. Du kannst dir auch eine Verwöhnkur abholen, wenn du willst. Wir fahren das volle Programm auf. Mobile Duschen, Friseure und so weiter.«

»Da sage ich nicht nein.«

»Super. Dann sehen wir uns vielleicht da.« Cooper stand auf, verabschiedete sich und machte sich auf den Rückweg zum Van.

Felicity konnte sich jedoch unter Kristies Blick nicht von der Stelle rühren.

»Ist scheiße, oder?«, fragte Kristie. »Zu wissen, dass es nicht nur *die anderen* sind, die hier landen. Manchmal sind es Leute wie man selbst. Das muss Ihr Weltbild ziemlich auf den Kopf stellen.«

»Ich weiß nicht, was Sie damit meinen.« Felicity verschränkte die Arme.

»Ach, lassen Sie den Mist doch. Natürlich tun Sie das. Shit, ich *war* mal Sie. Ich

habe sogar gedacht, dass Obdachlose selbst an ihrer Situation schuld sind. Karma ist eine Bitch, das kann ich Ihnen sagen. Seien Sie dankbar für alles, was Sie haben. Es kann so einfach verschwinden.« Sie schnippte mit den Fingern. »Und jetzt wird Ihnen das auch klar. Sonst würden Sie kein Gesicht machen, als hätten Sie einen Geist gesehen.«

»Sie kennen mich doch gar nicht.« Felicity machte auf dem Absatz kehrt und ging, doch ihr Herz hämmerte wie verrückt.

Zurück auf dem Beifahrersitz des Vans krabbelte Brittany ihr wieder auf den Schoß, während Cooper hinten noch irgendwas aufräumte. Felicity starrte auf das Fellbündel hinunter, das ihr tröstende Wärme spendete. Sie machte keine Anstalten, den Hund zu streicheln. Eine Verbindung zu ihr aufzubauen, machte keinen Sinn. Brittany und Cooper würden schon bald wieder aus ihrem Leben verschwunden sein.

»Das wird ja langsam zur Gewohnheit«, kommentierte Cooper beim Einsteigen. »Brit. Nach hinten.«

Brittany gehorchte zögerlich und nahm ihre Position hinter Felicitys Schulter wieder ein.

»Hach, ich erinnere mich noch an die Zeit, als sie *mein* Hund war«, sagte Cooper mit einem tiefen Seufzen. »Nicht, dass Sie ihre unsterbliche Treue zu schätzen wüssten. Haben Sie sie auch nur einmal gestreichelt?«

Felicity kniff die Lippen zusammen. »Sie sabbert. Ich will nicht, dass sie auf die Idee kommt, dass meine Kleidung und ihr Speichel gut zusammenpassen.«

»Ich ... verstehe.« Cooper warf ihr einen kurzen Blick zu. »Wie ... kalt.«

Felicity zuckte mit den Schultern. »Sie wird es überleben.«

»Hmm.« Cooper ließ den Van an.

»Kann man Kristie nicht irgendwie helfen?«, fragte Felicity. »Damit sie wieder auf die Beine kommt? Hat schon mal jemand versucht, ihr zu helfen?«

»Dann knicken Sie also endlich ein.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das ist das Ding an diesem Job – man trifft immer jemanden, bei dem man sich wünscht, mehr tun zu können. Ich hatte mich schon gefragt, ob Kristie vielleicht diese Person für Sie wird.«

»Warum?«

»Schon mal von Bacon Branding gehört?«

## *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

»Natürlich.« Felicity nickte. »Das war vor ein paar Jahren die angesagteste PR-Agentur in New York.«

»Das war Kristies Unternehmen. Sie war ehrgeizig, jung, auf ihre Karriere fokussiert. War so überheblich.« Um Coopers Augen bildeten sich kleine Lachfältchen. »Erinnert Sie das an irgendwen?«

»Sie glauben, dass ich mir nur deshalb mehr Gedanken um Kristie mache, weil sie mich an mich selbst erinnert?«

»Dann tut sie das nicht?« Cooper zog eine Augenbraue nach oben.

»Doch, schon. Ein bisschen.« *Oder auch ein bisschen sehr.*

»Eigentlich ist es ganz einfach: Sie machen sich Sorgen, dass das, was ihr passiert ist, auch Ihnen zustoßen könnte. In solchen Situationen schlägt der menschliche Verstand eine von zwei Richtungen ein. Entweder finden Sie Gründe, warum sie selbst daran schuld ist und nicht der pure Zufall. Damit können Sie dann weniger Angst haben. Oder Sie versuchen hektisch, einen Weg zu finden, ihr zu helfen und sie aus dieser Situation zu befreien, damit Sie sich keine Sorgen mehr um sie machen müssen.«

Felicity runzelte die Stirn, weil ihr nicht gefiel, wie sehr das in ihr resonierte. »Es ist ... beunruhigend. Nichts von dem, was ihr passiert ist, war ihre Schuld.« Als ein wütender Ausdruck über Coopers Gesicht huschte, fügte sie noch rasch hinzu: »Nicht, dass ich glaube, dass irgendwer es verdient, obdachlos zu sein.«

»Wie beruhigend«, spöttelte Cooper. »Ist Ihnen bewusst, dass die meisten Menschen den Kontakt zu Obdachlosen vermeiden, weil der Gedanke, dass das genauso gut sie selbst sein könnten, ihnen eine Heidenangst einjagt?« Cooper ließ die Hand aufs Armaturenbrett niedersausen. »Nehmen wir mal Autofahren. Wir bewegen uns mit hoher Geschwindigkeit und sind uns dabei bewusst, dass wir uns darauf verlassen, dass die motorisierten Leute um uns herum sich an die Regeln halten, nicht betrunken oder high oder gefährlich sind, damit wir von Punkt A nach Punkt B kommen. Und die Wahrscheinlichkeit, bei einem Autounfall zu sterben, ist höher als die, auf der Straße zu landen. Aber *diese* Angst verdrängen wir und gehen unserem Alltag nach. Es wäre schön, wenn die Leute genauso mit ihrem Unwohlsein gegenüber Obdachlosen umgehen würden.«

Darüber dachte Felicity einen Moment lang nach. »Aber Autos sind eine Notwendigkeit. Obdachlosen kann man jahrelang aus dem Weg gehen, wenn man es darauf anlegt.«

»Und deswegen ändert sich auch nichts. Aus den Augen, aus dem Sinn. Und um Ihre Frage zu beantworten: Viele Leute haben versucht, Kristie zu helfen. Das ist das Problem an Suchterkrankungen. Wenn sie einmal die Klauen in dich schlägt, ist es vollkommen egal, wie reich und erfolgreich man vorher war, man fällt ihr trotzdem zum Opfer. Wegen ihrer Abhängigkeit hat sie Schwierigkeiten, sich wieder in die Gesellschaft einzufügen. Sie hat kein Vertrauen in Notunterkünfte mehr, seit sie in einer ausgeraubt wurde. Aber hauptsächlich bleibt sie wegen Ruby auf der Straße.«

»Warum?«

»Sie hat mal versucht, einen Platz in einer Entzugsklinik zu bekommen, aber dort hieß es sie oder Ruby. Es gab keine Möglichkeit, Tiere mit unterzubringen. Sie hat auch keine Freunde mehr, die sich um den Hund kümmern könnten. Und wir bei Living Ruff haben keine Kapazität, ein Tier wochenlang zu betreuen, während sie clean wird.«

»Also ... steckt sie in einer Sackgasse?« Wie schrecklich musste das für jemanden sein, der es bis ganz an die Spitze geschafft hatte, nun keine andere Lösung zu finden, als zu bleiben, wo er war – ganz unten.

»Für den Moment ja. Sie hört sich nach anderen Möglichkeiten um. Das *Pets in the Park*-Event könnte helfen. Es bringt Politiker mit gemeinnützigen Organisationen zusammen, um Obdachlose bei der Versorgung ihrer Haustiere zu unterstützen. Vielleicht findet sie da etwas, das zu ihr passt.«

»Das ist gut.« Doch Felicity fühlte sich noch immer neben der Spur.

Cooper lächelte. »Ich kann praktisch hören, wie es in Ihrem Kopf rattert. Erinnern Sie sich noch an Regel Nummer eins?«

»Höflichkeit und Respekt.«

»Ja, aber versuchen Sie auch nicht, ihr Leben für sie zu richten. Kristie ist kein Kind. Sie ist klug und weiß, was sie will. Es ist nicht Ihre Aufgabe, sie zu retten. Sie schafft das alleine. Auch wenn es langsamer geschieht, als wir uns das vielleicht wünschen würden. Das Wichtigste ist, dass sie Ruby bei sich hat. Der Hund hält Kristie am Leben und das nicht nur körperlich. Kristie ist psychisch viel stabiler, seit Ruby da ist. Und ich bin echt stolz, dass das auch mit mein Verdienst ist, weil ich die beiden zusammengebracht habe. Ich habe Ruby aus einer schlimmen Lage gerettet und mir gedacht, dass die beiden gut zueinander passen können. Ich hatte recht.«

»Es muss ein schönes Gefühl sein, sie so innig miteinander verbunden zu

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

sehen«, meinte Felicity.

»Das ist es. Es macht mich unglaublich zufrieden.«

Auch das war bestimmt schön. Unglaublich zufrieden zu sein. Dieses Gefühl empfand sie selbst nicht sehr oft.

Cooper gähnte und hielt sich eine Hand vor den Mund. »Langer Tag. Ich sollte mal besser zurück ins Büro und mich vor der zweiten Runde eine Weile aufs Ohr hauen. Inzwischen wird unser Chef auch da sein, also können Sie ihn ausquetschen, ob wir anständig arbeiten.« Sie schmunzelte. »Davon ausgehend, dass Sie jetzt nicht der Meinung sind, wir würden die Organisation als Scheinfirma für Drogenhandel oder so nutzen.«

»Ich glaube nicht, dass irgendwer so weit gehen würde, einem Hund in den Hintern zu fassen, nur um den Schein für irgendetwas zu wahren. Das zieht niemand durch.«

Cooper lachte leise. »Da gebe ich Ihnen recht.«

Kurz darauf hielten sie vor dem Bürogebäude der Organisation. Plötzlich klopfte jemand gegen die Scheibe auf der Fahrerseite, was Brittany aufgeregt bellen ließ.

Cooper ließ ihr Fenster runter. »Ruhe, Brit. Platz!«

Brittany gehorchte sofort.

*Grah. Wie kann ein Hund nur so niedlich sein?*

Das freundliche Gesicht eines Manns erschien im Fenster. Er war etwa Mitte fünfzig und lächelte strahlend.

»Dr. Cooper, ich habe Sie gerade parken sehen und wollte gerne unseren Gast begrüßen.« Er winkte Felicity zu und grinste sie weiter etwas dümmlich an. »Kommen Sie doch mit nach oben, dann unterhalten wir uns in aller Ruhe. Ich bin Harvey Clifford, Geschäftsführer von Living Ruff New York.« Dann wandte er sich wieder Cooper zu. »Und was Sie angeht ...« Er runzelte die Stirn. »Ich habe Ihren Stundenzettel gesehen. Gehen Sie nach Hause, sofort.«

»Ich wollte nur eben ein Nickerchen machen und dann noch mal rausfahren.«

»Auf gar keinen Fall. Sie nützen keinem etwas, wenn Sie umfallen. Wie lange sind Sie auf den Beinen? Siebzehn Stunden?« Er schüttelte den Kopf. »Gehen Sie nach Hause, Dr. Cooper. Wir haben Dr. Mendoza schon angerufen, damit er für den Rest des Tages für Sie übernimmt.«

»Ich ...«

»Nein. Keine Diskussion. Das Wohlergehen meines Teams steht über allem



anderen. Ab nach Hause.«

Cooper seufzte. »Na schön. Ich hole noch eben meine Sachen von oben und gebe Brittany an Mrs B ab.«

»Natürlich.« Er schenkte ihr ein Lächeln, bevor er Felicity kurz musterte. »Na denn. Ms Simmons, nicht wahr? Mrs Brooks hat mir schon erzählt, dass Sie ganz heiß darauf sind, unsere Finanzunterlagen durchzugehen. Dann gehen wir das mal an. Kommen Sie.«

Diese Begrüßung war viel zu herzlich und überraschte Felicity.

Er wandte sich jedoch bereits ab und ging auf den Eingang des Gebäudes zu.

»Dann habe ich jetzt wohl Feierabend«, sagte Cooper. »Hey, vielleicht können Sie nachher ja mit Dr. Mendoza mitfahren. Das wird die Hölle für Sie. Der Mann hat einen *Chinchilla* als Tourbegleiter dabei.«

Felicity schluckte. »Ich verzichte dankend.« Ihre Schmerzgrenze für niedliche Tiere war für heute erreicht. Wahrscheinlich würde sie innerhalb von zwei Minuten einknicken und das verdammte Vieh kuscheln. »Auf gar keinen Fall«, fügte sie deutlich schärfer hinzu.

»Sie verpassen was.« Cooper stieg aus dem Van und Brittany hopste hinterher. »Hey, Mitch?«, rief sie einem Mann zu, der hinter dem Gebäude herumlungerte.

Er zog sich die Kapuze seines Pullovers vom Kopf und enthüllte so einen Mann mit dunkler Haut, ungewaschenen Haaren und einem Vollbart. Seine Kleidung war so schmutzig wie sein Lächeln breit.

»Behältst du den Van für eine Stunde im Auge? Gabe wird bald da sein, um meine Runde zu übernehmen.«

Mitchs Grinsen wurde noch breiter. »Klar doch, Coop.«

Cooper bedankte sich bei ihm und ging dann ins Büro. Felicity folgte ihr, während Brittany vor ihnen herwuselte.

»Mitch ist super«, meinte Cooper beiläufig. »Ihm haben wir es zu verdanken, dass der Van morgens noch vor dem Haus steht, und zwar nicht als Karosserie ohne Räder auf vier Backsteinstapeln.«

»Oh.« Der Gedanke war Felicity gar nicht gekommen. »Das ... klingt nach einem guten Deal für Sie.«

»Für ihn auch. Er kann in den Nächten, in denen er aufpasst, im Auto schlafen, wenn er will, und wir bezahlen ihm das Gleiche, was uns ein Wachmann kosten würde.«

### *Nichts als die unbequeme Wahrheit*

Okay, *das* erklärte den merkwürdigen Geruch im Van. Felicity rümpfte die Nase.

»Sie machen es schon wieder«, sagte Cooper. »Sie schneiden eine Grimasse. Was Ihr versnobtes Hirn vermutlich noch mit abfälligen Gedanken über Leute untermalt.«

*Versnobt!* »Entschuldigen Sie mal, aber es ist schon ein bisschen schwierig, da keine abfälligen Gedanken zu bekommen. Sie lassen zu, dass Ihr teures Firmenfahrzeug von einem dahergelaufenen Obdachlosen als Absteige genutzt wird!«

»Woher wollen Sie wissen, dass er dahergelaufen ist? Mitch ist einer von Mrs Bs Jungs. Er ist nicht einfach irgendein Fremder.«

»Er ist Mrs Brooks' Sohn?«, fragte Felicity überrascht.

»Sie nimmt Pflegekinder bei sich auf. Mitch hat ein paar Jahren bei ihr gelebt und ist aus dem System rausgewachsen. Dann wurde er drogensüchtig und ist auf der Straße gelandet. Aber er liebt seine ehemalige Pflegemutter immer noch, also ist er nie weit weg. Er passt auf sie auf und schaut, ob es ihr gut geht. Er ist eine wirklich treue Seele. Und das beruht auf Gegenseitigkeit. Mrs B hat ihn gerne in der Nähe. Sie versucht immer, ihm Jobs zu besorgen und ihn zurück in ein normales Leben zu holen. Es ist wirklich süß.«

Oh. Na ja, jeder nach seinem eigenen Gusto.

Als sie den oberen Treppenabsatz erreichte, wandte Cooper sich noch einmal zu ihr um. »Dann überlasse ich Sie mal dem einnehmenden Wesen meines Chefs. Er brennt wirklich für Living Ruff.« Cooper grinste. »Also machen Sie sich darauf gefasst, dass er Ihnen das Ohr abkaut.«

»Gut zu wissen. Und danke. Dass Sie mich mitgenommen haben.«

»Ich würde ja mit ›jederzeit‹ antworten, aber ich vermute, dass Sie das nicht als positives Angebot empfinden.«

»Nein.« Felicity erschauerte. »Ich belasse es bei einem ›Lieber Sie als ich‹.« Sie schaute nach unten und stellte fest, dass Brittany ihren Hintern neben ihren Füßen geparkt hatte. Es juckte sie in den Fingern, sich nach unten zu beugen und ... »Vielleicht sollten Sie auch mal Ihre Bestie zu sich rufen.« Sie schenkte Cooper ein winziges Lächeln.

Die Tierärztin lachte. »Sie sind echt ein seltsamer Vogel.«

Und das klang gar nicht unbedingt, als wäre es etwas Schlechtes.

# Hat Ihnen die Vorschau gefallen?

Sie können unsere E-Books im Online-Buchhandel  
beziehen.

Dazu gehören sowohl die Seiten von Amazon,  
Apple, Kobo, Weltbild, und viele andere Anbieter.